Allgemeines Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Dreißigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Verlag von Gottfr. Basse.

1830.

H a u y.

(Schluß.)

Es zeigte sich jedoch bald, daß die beiden Arten von Unglücklichen durchaus nicht zusammen paßten, indem sie eine solche Abneigung für einander an den Tag legten, daß man endlich (1794) gezwungen war; die Institute wegen gänzlicher Verschiedenheit der nothwendigen Unterrichtsmethoden wieder zu trennen. Allein auch nach dieser Trennung wollte die Blindenanstalt doch nicht so gedeihen, wie das Taubstummeninstitut. H. trug davon zum Theil selbst die Schuld. Denn mit dem besten Herzen that er Mißgriffe bei der ökonomischen Leitung, indem er den eigentlichen Zweck, den Unterricht der Blinden, aus den Augen verlierend, das Institut zu einem Versorgungshause machte. Es ward daher unter der Consularregierung aufgelöst, und man brachte die Zöglinge desselben in dem Hospitale der Quinze-Vingts unter, mit welcher Stiftung die Anstalt 14 Jahre vereinigt blieb, bis endlich im Febr. 1815 der jetzige Vorsteher des Blindeninstituts, Quillon, den Befehl erhielt, die Anstalt in ein ihr angewiesenes Locale zu verlegen und sie besser einzurichten. H. selbst hatte sich durch die übereilte Verbindung mit einer ungebildeten Frau in vielfache Verlegenheiten gestürzt, und war nicht glücklicher, als er nach Aufhebung dieses Instituts eine Pension für Blinde; »Musée des aveugles,« auf eigne Kosten errichtete. Trotz dem, daß ihm der Staat fortwährend ein Jahrgeld von 2000 Fr. auszahlen ließ, geriethen seine Umstände immer mehr in Verfall, und er nahm daher einen Ruf nach Petersburg an, um dort unter dem

Schutze der Kaiserin Mutter eine Anstalt zum Unterricht für Blinde zu errichten, bei welcher ihm sein Schüler Fournier als Gehülfe beistehen sollte. Allein auch dies Unternehmen fand keinen Fortgang, und H. kehrte mit seiner Familie 1806 nach Paris zurück, wo er bis an seinen Tod, im April 1822, bei seinem Bruder, dem Mineralogen, lebte. An der Revolution, deren eifriger Anhänger er war, nahm H. selbst wenig Antheil, doch machte er während der Directorialregierung mit Lareveillère-Lepeaux gleichsam das Haupt der sogenannten Theophilanthropisten aus. Seine »Essai sur l'éducation des aveugles« (Paris 1786, 4.) ist mit erhabener Schrift gedruckt, so daß die Blinden die Linien mit den Fingerspitzen durchlaufen und so die Buchstaben und Worte fühlen können.

Havana, 1) Distrikt auf der spanischen Antillen-Insel Cuba in Westindien in Amerika; 392,400 E., worunter 197,600 Weiße, 68,600 freie Farbige und 126,200 Sklaven. 2) H. (S. Christoval de la), die wichtigste Stadt auf der spanischen Insel Cuba, mit 3678 H. und 77,300 Einw., mit Garnison, Negern und Fremden über 140,000; der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels. Sie liegt an der nördlichen Küste (23° 8′ 15″ N. B.) in einer fruchtbaren und angenehmen, aber ungesunden Gegend. Die Straßen der Stadt sind zum Theil mit Eisenholz gepflastert. H. ist der Sitz des Generalcapitains, der Audienz, eines Bischofs und einer Universität. Der Hafen kann alle europäische Flotten aufnehmen und ist dabei so sicher, daß die Schiffe ohne Anker und Taue liegen können. Schon die Natur hat ihn befestigt, indem ein enger Kanal, 12,000 Ellen lang, zwischen Felsen den Eingang bildet; dazu kommen zwei Forts an der West- und Ostseite mit Basteien. Außerdem sind alle Felsen, die den Hafen beherrschen, zusammen mit 800 Kanonen besetzt. Dessenungeachtet ward H. 1669 von den Freibeutern oder Flibustiers

und 1762 von den Engländern unter Lord Albemarle genommen, die daselbst unermeßliche Beute machten. Man führte aus H. im J. 1821 236,670 Kisten Zucker, 793,000 Aroben Kaffee, 15,800 Aroben Wachs, 26,700 Fässer mit Honig, weil die weiten Llanos sehr viel Blumen in jeder Jahreszeit liefern, da beim Mangel an Menschen und Weidevieh wenig blühende Gewächse abgeweidet oder abgemäht werden. Tabak, Indigo, Farbeholz, Mahagoni und Cochenille sind unwichtigere Ausfuhrartikel. Zur Zeit der Cortes verlangte die dasige Kaufmannschaft allgemeine Handelsfreiheit. Gegenwärtig treibt man hier den verbotenen Negersklavenhandel. 1823 liefen 1215 Schiffe ein, worunter 59 spanische und 70 fremde Kriegsschiffe, 106 span. und 890 fremde Kauffahrer. 1796 wurden die Ueberreste des großen Columbus in einem kupfernen Sarge nach Havana gebracht. Er hatte nämlich verordnet, daß sein Leichnam in der Kathedrale von St. Domingo beigesetzt werden sollte. Dies war geschehen; aber nachdem die Franzosen Domingo eingenommen, ließen seine Nachkommen den Sarg mit großer Feierlichkeit nach Havana bringen.

Havercamp (Siegebert), einer der vorzüglichsten Sprachforscher und Kenner des Alterthums, 1683 zu Utrecht geb., war Professor der Geschichte, der Beredsamkeit und der griech. Sprache in Leiden, so wie Mitglied der Akademie zu Cortona in Italien, und erwarb sich einen großen Ruhm durch seine Gelehrsamkeit. Er st. 1742. Von seiner Reise nach Italien brachte er die Neigung für das Studium der Medaillen und Münzen zurück, dessen Früchte er namentlich in dem »Thesaur. Morellianus,« in den Abhandl. über die Münzen Alexanders des Großen, in s. holländisch geschriebenen Universalgeschichte nach Münzen u. in mehreren Katalogen von Münzsammlungen niederlegte. Wir übergehen einige andere Schriften von ihm und führen bloß seine Ausg. des Apologeticus des Tertullian

(1718), des Lucrez (1725, 2 Bde., 4.), der Geschichte des Josephus (1726, 2 Bde., Fol.), des Eutrop (1729), des Orosius (1738, 4.), des Sallust (1742, 2 Bde., 4.) und des Censorinus (1743 oder 67) an, welche wegen der Correctheit des Textes und der hinzugefügten Abhandlungen noch jetzt in großem Werthe stehen. Nicht minder geschätzt ist s. »Sylloge scriptorum, qui de linguae graecae vera et recta pronunciatione commentaria reliquerunt« (Leiden 1736—40, 2 Bde.).

Haverei (Haverie, Avarie), Schaden und Kosten, welche ein Schiff oder seine Ladung treffen, bis es an seine Bestimmung gelangt, und welche von den Eigenthümern des Schiffes (Rhedern) und den Eigenthümern der Ladung (Befrachtern) gemeinschaftlich nach vertragsmäßig oder gesetzlich bestimmten Verhältnissen getragen werden, auch einen Gegenstand der Versicherung ausmachen. 1) Die kleine oder ordinaire Haverei begreift die Kosten, welche das Schiff im regelmäßigen Gange der Dinge zu entrichten hat, als Anker-, Lootsen-, Feuer-, Baken-, Lichtergelder u. s. w. Sie werden nicht in den Versicherungscontrakt aufgenommen. 2) Große oder extraordinaire Haverei ist Alles, was zur Abwendung einer Gefahr, welche das Schiff und die Ladung gemeinschaftlich bedroht, aufgeopfert oder verwendet werden muß; z. B. Waaren, welche zur Erleichterung des Schiffes ausgeworfen werden; Kappen der Masten, Segel, Taue; vorsätzliches Stranden, um die Ladung zu retten; Einlaufen in einen Nothhafen; Warten auf Convoy; Ranzionirung des Schiffes oder Vertheidigung desselben gegen Kaper u. s. w. Diese Schäden müssen von den Eignern des Schiffes und von den Befrachtern gemeinschaftlich nach Verhältniß des Werths getragen werden. 3) Particulaire Haverei sind Schäden und Kosten, welche nicht Schiff und Ladung gemeinschaftlich, sondern eins von beiden allein betreffen, und daher auch nur von den

Rhedern oder von den Befrachtern allein getragen werden müssen; z. B. wenn ein Kaper Schiffsgeräthschaften, oder wenn er Waaren hinwegnimmt, so trifft dort der Schade das Schiff allein, hier den Eigenthümer der weggenommenen Waaren. Klare und zweckmäßige Vorschriften über Haverei und Seeschäden hat das »Preuß. allgem. Landrecht,« Th. 2, Tit. 8, §. 1760—1933. Gut hat die verschiedenen Begriffe Benecke in s. »System des Assecuranz- und Bodmereiwesens« (Hamb. 1805—21, 5 Bde., 8.) aus einander gesetzt. Ueber die dabei vorkommenden Betrügereien der Schiffer hat der Kaufm. Tönnies in Hamburg mehrere kleine Schriften herausgegeben (»Ueber Avarie große und die nothw. Abhülfe häufiger Mißbräuche bei derselben,« Hamburg 1823).

Hawkesbury, s. Liverpool.

Hayd, 1) (Anna Maria), geb. zu Danzig 1688, st. zu Dresden 1753; eine ausgezeichnete Miniaturmalerin. 2) (Johann Elias), geb. 1739 zu Augsburg, Sohn des Malers J. J. Hayd; lernte unter dessen Anleitung als Kupferstecher, bereiste Italien und die Niederlande, kehrte nach Augsburg zurück und führte nach seines Vaters Tode dessen Kunstverlag fort. Man hat von ihm viele geschätzte Sachen, nach Rembrand, Adrian v. d. Werft u. A. Er st. als Director der Kunstakademie zu Augsburg 1809.

Haydn, 1) (Joseph), geb. 1732 in dem Dorfe Rohrau, an der Grenze von Oestreich und Ungarn, wo sein Vater ein Wagner war, der sich den nöthigen Unterhalt auch durch Harfenspielen erwarb. Seine musikalischen Talente bewogen einen Schulmeister, ihn zu sich zu nehmen, und bald zeichnete er sich so aus, daß er vom kaiserlichen Kapellmeister, als er eben erst sein 8. Jahr erreicht hatte, als Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien gebraucht wurde. Der junge Haydn besaß eine schöne Stimme, spielte sehr gut die Geige, und be-

saß große Fertigkeit auf dem Klaviere, setzte schon kleine Arien und niedliche Sonatinen. Diese Vorzüge erwarben ihm von mehreren Seiten Aufmerksamkeit und er wurde häufig zu Privat-Conzerten geladen. Als Haydn in die Jünglingsjahre trat, fürchtete der Kapellmeister, sein junger Chorknabe möchte den herrlichen Sopran, die Zierde seiner Kapelle, verlieren, und beschloß, durch die Castration diesem Verlust vorzubeugen. Haydn ließ sich leicht überreden, doch glücklicher Weise widersetzte sich der Vater diesem unnatürlichen Ansinnen. Nach seiner Entlassung, die bald darauf erfolgte, gerieth der arme Haydn in eine drückende Lage, aus der ihn die Bekanntschaft mit einem Fräulein von Martinez riß, die bei dem berühmten Metastasio lebte, und der er Unterricht im Gesang und Klavier ertheilte, wofür er Wohnung und freien Tisch erhielt. Doch diese bessere Lage war von keiner langen Dauer. Die Martinez verließ Wien, und Haydn war wieder so bedrängt, wie zuvor; ein Friseur in der Leopoldstadt nahm ihn in sein Haus. Dankbarkeit und Liebe knüpften ihn an die Tochter seines Hauswirthes, die er heirathete; sie aber verbitterte ihm zum Danke seine schönsten Lebenstage. In seinem 18. Jahre componirte er sein erstes Quartett, das mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde und ihm die Gunst des Barons v. Fürnberg erwarb. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Organisten bei den Karmelitern, er spielte ebenfalls die Orgel in der Kapelle des Grafen Haugwitz und sang in der Stephanskirche. Durch eine Serenade, die er mit einigen seiner Gefährten zu Ehren der Gattin des beliebten komischen Schauspielers Kurz sang, gerieth er mit diesem in Bekanntschaft. Kurz bewog ihn zur Composition der Oper, »der hinkende Teufel,« die ihres satyrischen Inhalts wegen nur 3 Vorstellungen erlebte. Um diese Zeit kam eine seiner Sonaten in die Hände der Gräfin von Thun, einer großen Musikliebhaberin; ihr verdankte Haydn

eine Belohnung und die Protection dieser Dame. Da seine Compositionen keine tiefe Einsicht in das Wesen der Harmonie bekundeten, schenkte sie ihm die Schrift von Fuchs, damals das vorzüglichste Werk über diesen Gegenstand, zum Selbststudium. Haydn bekannte später, daß er nie einen andern Lehrer in der Kunst der Composition gehabt habe. Sein Ruf hatte sich schon so verbreitet, daß der Fürst von Esterhazy ihm die Kapellmeisterstelle an seinem Hofe übertrug. In seinem Dienste componirte Haydn den größten Theil seiner trefflichen Werke, und verfertigte die schönen Symphonien, in welcher Gattung ihn weder vor noch nach ihm ein Künstler übertraf; ferner für die kleinen Privatconzerte jene reizenden musikalischen Kämpfe, in denen vier Instrumente nach der Reihe ihre Geschicklichkeit entwickeln. Hier componirte er auch die unter dem Namen »Haydn's Abschied« so berühmte Symphonie, in welcher ein Instrument nach dem andern verstummt, der Musiker sein Licht auslöscht, seine Noten einsteckt und fortgeht. 1785 ersuchte ein Kanonicus in Cadiz Haydn, die »Sieben Worte des Erlösers am Kreuze« zu componiren. Die Musik sollte an einem Feste, das man jährlich in der Domkirche zu Cadiz während der Fasten feierte, ausgeführt werden. Die Aufgabe war schwierig. Jene sieben Worte wurden von dem Bischof in Zwischenräumen ausgesprochen, und diese Pausen sollten durch Instrumentalmusik auf eine solche Weise ausgefüllt werden, daß die Zuhörer nicht ermüdeten. Der deutsche Text wurde erst einige Jahre später von einem Kanonicus aus Passau der Musik untergelegt. Als nach einigen zwanzig Jahren der Fürst Esterhazy seinen Hofstaat einschränkte, und Haydn seine Entlassung erhielt, ging er nach London, wohin ihn die Wünsche der Musikfreunde schon seit langer Zeit gerufen hatten. 1794 machte er eine zweite Reise dahin. Er fand die glänzendste Aufnahme, und die Universität Oxford ertheilte ihm die Doctorwürde.

Von England ging der Ruf Haydn's aus, der ihm in seinem Vaterlande erst spät allgemein zu Theil ward, wiewohl man seine Verdienste nie verkannte. Joseph II. selbst ward erst auf seinen Reisen auf die Talente des großen Meisters aufmerksam gemacht. Bei seiner Rückkehr aus England kaufte sich H. in einer der Vorstädte Wiens ein kleines Haus mit einem Gärtchen. In diesem Heiligthume, zu dem jetzt Freunde der Kunst nicht ohne Rührung wallfahrten, componirte er die »Schöpfung« und die »Jahreszeiten«. Jenes Werk, in dessen Harmonien ein jugendliches Feuer strömt, verfaßte er in seinem 65. Jahre; die »Jahreszeiten« waren seine letzte Arbeit, er vollendete sie in 11 Monaten. Zu seinen zahlreichen Werken gehören noch ein **Te deum**, ein **Stabat**, viele Concerte, Sonaten, Märsche, Messen u. s. w. H. gilt für die Instrumentalmusik als Muster. Mit ihm beginnt eine neue Epoche für dieselbe. Unerschöpflich im Erfinden und Ausführen, stets neu und eigenthümlich, überraschend und befriedigend, wußte er mit schöpferischer Kraft den Zeitgeschmack zu beherrschen. Seine Symphonien tragen alle jenes Gepräge. Durch seine Quartetten ward er gleichsam der zweite Schöpfer dieser Gattung; denn erst durch ihn erhielt sie jene Anmuth, jene kunstreiche Verflechtung, welche den Kenner entzückt. Einige Jahre vor dem Tode des würdigen Greises, der am 31. Mai 1809 in seinem 77. Lebensjahre erfolgte, schloß die Dilettantengesellschaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der »Schöpfung,« zu welcher H. eingeladen ward. Der ausgezeichnete Empfang machte auf den schwachen, durch die Last der Jahre gebeugten Greis den außerordentlichsten Eindruck; aber noch tiefer erschütterte ihn sein eignes Werk, und bei der Alles ergreifenden Stelle: »Es ward Licht« fühlte er sich dergestalt überwältigt von der Gewalt der Harmonien, die er selbst geschaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er mit

emporgehobenen Armen ausrief: »Nicht von mir, von dort kommt Alles!« Er unterlag den ihn bestürmenden Gefühlen und mußte hinweggetragen werden. Collin hat durch ein schönes Gedicht diese Scene verewigt. 2) (Johann Michael), Bruder des Vorigen, geb. 1737, ein vorzüglicher Kirchencomponist; ward 1763 Musikdirector des Bischofs von Großwardein, dann später Musikdirector zu Salzburg. Schrieb eine große Menge Messen, Litaneien, Motetten, Requiem, mehrere Symphonien, worunter eine, die »Schlittenfahrt«, welche, so wie viele seiner vortrefflichen Werke, gewöhnlich seinem Bruder zugeschrieben wird, und Quartetten. H. st. 1806 zu Salzburg.

Haydon (B.), Historienmaler, geb. 1786 zu Plymouth, der Sohn eines Buchhändlers, liebte schon als Knabe die Malerei schwärmerisch. Der Vater bat daher dessen Lehrer ausdrücklich, Alles anzuwenden, um ihn von seinem Künstlerenthusiasmus zurückzubringen; dies gelang ihm aber so wenig, daß vielmehr die andern Schulknaben auch von der Lust zu malen angesteckt wurden. Die Abhandlungen des Präsidenten Josua Reynolds, welche dem jungen H. in die Hände fielen, bestimmten ihn, sich der Kunst ganz zu widmen. Der Vater ließ ihn daher nach London gehen, wo er 1804 seine Studien in der königl. Akademie begann. Unermüdet zeichnete er hier zwei Jahre lang und zergliederte in einem anatomischen Saale. Fueßli wurde sein Gönner, und der berühmte Wilkie sein Freund. Allein H. entzweite sich mit der k. Akademie, was seine Aufnahme zum Mitgliede verhinderte. Er war einer der Ersten, die den Ankauf der Elgin'schen Marmor, nach welchen er selbst 10 bis 15 Stunden des Tages zeichnete, der Nation empfahlen; darüber gerieth er in Streit mit dem Archäologen Richard Payne Knight. Die erste Frucht seiner Studien war »Dentatus,« wegen dessen ihm die British institution 1809 den ersten Preis zuerkannte. Auch sein »Salomon« fand all-

gemeine Anerkennung. H. kämpfte dabei mit den härtesten Entbehrungen. 1814 reiste er mit Wilkie nach Paris. 1817 legte er eine Bildungsanstalt für junge Maler an. Seine beiden Gemälde, »der siegreiche Einzug des Heilands in Jerusalem« (1820) und seine »Auferweckung des Lazarus« (1823) waren so groß, daß sich in keinem gewöhnlichen Hause Raum für sie fand. Daher wurden sie im öffentlichen Verkauf für 350 und für 220 Pf. von Speculanten erstanden, die sie dann für Geld sehen ließen.

Hayley (William), geb. 1745 zu Chichester; studirte zu Eton und Cambridge und beschäftigte sich vorzüglich mit der Malerei und Dichtkunst. Im J. 1778 erschien sein didaktisches Gedicht: »Essay on Painting,« das der anmuthigen Verse, wie der Sachkenntnisse wegen, die er darin zeigte, eben so vielen Beifall fand, als sein »Essay on History,« London 1789, und »Poetical Essay on Sculpture,« ebend. 1800. Er ist auch Verfasser einer Biographie des Dichters Will. Cowper.

Hayne (Friedr. Gottlieb), Doctor der Philosophie; lebte früher in Hamburg, war dann Assistent bei der königl. chemischen Fabrik zu Schönebeck, ist aber seit 1814 Prof. der Botanik in Berlin; bekannt durch mehrere botanische Werke, als: »Darstellung und Beschreibung der in der Arzneikunde gebräuchlichen Gewächse ꝛc.,« mit vielen illum. K., 10 Bde., Berlin 1802—1827, gr. 4.; »Termini botanici iconibus illustrati,« mit lateinischem und deutschem Text, mit illum. K., 1. Bd. in 10 Heften, 2. Bd. in 4 Heften, Berlin 1804—1817; setzte auch das von J. F. P. Dreves angelegte botanische Bilderbuch mit illum. K., 1. Bd., Leipzig 1794 u. 95, vom 2.—4. Bde. 1795—1804, gr. 4., mit diesem gemeinschaftlich fort, lieferte auch zu »Abbildung der deutschen Holzarten,« herausgeg. von Fr. Guimpel, illum., zu denen K. L. Wildenow bis zum 22. Hefte

Berlin 1810—15, die Beschreibung geliefert hatte, die Beschreibung vom 23.—36. Hefte, Berlin 1816—20, gr. 4., eben so zu »Abbildung der fremden, in Deutschland ausdauernden Holzarten,« herausgeg. von Fr. Guimpel, ebenfalls illum., mit Angabe der Cultur von F. Otto, die Beschreibung, wovon bis jetzt 20 Hefte, Berlin 1819—26, gr. 4., erschienen sind.

Hayti (Haiti, sonst San Domingo), eine Republik von Schwarzen, ist eine der größten Inseln und zugleich die reichste und ergiebigste unter den großen Antillen in Westindien; sie enthält mit den kleinen dazu gehörigen Inseln 1385 Quadratmeilen. Diese schöne Insel ward 1492 von Colombo entdeckt; er nannte sie ursprünglich Espaniola oder Hispaniola, Kleinspanien, später ward sie von der Hauptstadt San Domingo genannt; jetzt führt sie wieder ihren alten indianischen Namen. — Nachdem die Spanier die friedlichen und gutmüthigen Urbewohner der Insel, deren Anzahl man bei Colombo's Ankunft auf eine Million schätzte, um 1533 fast ganz vertilgt hatten, vernachlässigten sie diese Besitzung fast gänzlich, weil sie auf dem festen Lande von Amerika mit leichterer Mühe Schätze gewinnen konnten. Französische Abenteurer ließen sich (1630) im westlichen Theile der Insel nieder. Seit 1660 nahm sich die franz. Regierung dieser Niederlassungen ernstlicher an, und erhielt 1697 von Spanien die Abtretung jenes westl. Theils. Im Frieden zu Basel (1795) trat Spanien auch die östl. Hälfte der Insel an Frankreich ab. Die franz. Colonie auf San Domingo hatte seit 1722 außerordentliche Fortschritte gemacht. Kurz vor der Revolution wurden jährlich 30,000 Neger aus Afrika in das franz. Domingo eingeführt. Die Bevölkerung besteht 1) aus Mulatten (gens de couleurs, oder farbige Leute), die aus dem Umgange der weißen Herren mit ihren Negerinnen geboren wurden; 2) Negern. Viele Mulatten wa-

ren von ihren Vätern anerkannt, als Christen erzogen und traten in ihre Erbschaften ein. Ein großer Theil der Pflanzungen war daher in den Händen solcher Mulatten, unter denen es Leute von Talenten und von mehr Sittlichkeit gab, als ihre weißen Beherrscher besaßen. Es war daher natürlich, daß sie ihre Ueberlegenheit fühlten, als die durch die Revolution in Frankreich erweckten Ideen von der Gleichheit der Menschenrechte sich auf die westindischen Inseln verpflanzten. Sie wollten diese Rechte in ihrem Vaterlande geltend machen, fehlten aber darin, daß sie die Neger, die an sie, wegen ihrer Aehnlichkeit in Bildung und Farbe, mehr Anhänglichkeit als an die Weißen hatten, zu voreilig Antheil daran nehmen ließen. Das schwankende Benehmen des Nationalconvents, der über die innern Angelegenheiten die auswärtigen Besitzungen zu vernachlässigen schien, beschleunigte das Unglück dieser schönen Colonie. Ein Decret des Nationalconvents (vom 15. Mai 1792) gab den Mulatten das Recht, an den ordentlichen Colonialversammlungen Theil zu nehmen; ein andres Decret, vom 24. Sept., hob diese Begünstigung wieder auf. Allein die Mulatten widersetzten sich, von den Negern unterstützt, mit Gewalt, und so begann ein Krieg, der mit allen Gräueln der Grausamkeit fortgesetzt wurde. Am 13. Juni 1793 wurde Cap François, eine der vorzüglichsten Städte der Insel, von den Mulatten und Negern überwältigt; die dem Gemetzel entronnenen Weißen flüchteten sich nach Nordamerika. Von Frankreich wurde eine unbedeutende Truppenzahl nach St. Domingo geschickt, von den Weißen aber, die noch die übrigen Häfen und Forts in Besitz und sich für die königl. Partei erklärt hatten, nicht ans Land gelassen. Die Engländer eroberten im Sept. 1793 zwei Häfen und Festungen; nachdem aber der Nationalconvent am 4. Febr. 1794 den Negern in den franz. Colonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern ertheilt

hatte, brach der Krieg mit größerer Wuth aus; fast alle Weiße wurden ermordet und die Engländer verloren ihre Eroberungen wieder. An der Spitze der Neger stand Toussaint l'Ouverture, der am 9. Mai 1801 der Insel eine eigne Verfassung gab, durch welche er zum lebenslänglichen Statthalter ernannt und alle Sklaverei auf ewig abgeschafft wurde. Zum Befehlshaber der Capstadt, ehemals Cap François, im nordwestlichen Theile der Insel, ernannte er Henri Christoph, geb. 1767 auf der britischen Antilleninsel Grenada. Seine Eltern waren Negersklaven. Mit Ruhm focht der geist- und kraftvolle Christoph im nordamerik. Unabhängigkeitskriege und ward Oberster, seit 1790 aber auf St. Domingo (wo er in der Zwischenzeit als freier Neger verschiedene Anstellungen gehabt haben soll). Hier dämpfte er den Aufruhr der Neger, welche alle Weiße ermorden wollten. Als der franz. Generalcapitain Leclerc mit einer Flotte und 25,000 M. im Febr. landete, wies er die Anträge des ersten Consuls zurück, verbrannte die Stadt, setzte nebst Dessalines und Petion, unter dem Statthalter Touss. l'Ouverture, den Krieg im Gebirge fort, unterhandelte dann in l'Ouverture's Namen mit dem franz. General Hardy den Unterwerfungsvertrag (1. März 1802) und trat, als die Pflanzer, nach l'Ouverture's ungerechter Verhaftung, die Sklaverei der Schwarzen wiederherstellen wollten, unter Dessalines's Fahne des Aufstandes. Die Sache der Unabhängigkeit siegte. Die französischen Truppen waren sehr zusammengeschmolzen, ihr Anführer Leclerc wurde durch Krankheit weggerafft; sein Nachfolger Rochambeau fand sich so gedrängt, daß er sich am 30. Nov. 1803 in Cap François, dem einzigen noch übrigen Platze, an die denselben blokirenden Engländer ergab. Von diesem Augenblick an war St. Domingo für Frankreich verloren. Dessalines, ein Tyrann, der weder lesen noch schreiben konnte und die Franzosen ohne Unterschied hinrichten ließ, be-

hauptete nun die Oberherrschaft über die Insel, die ihren ursprünglichen Namen Hayti wieder erhielt, und wurde am 8. Oct. 1804 als Kaiser, unter dem Namen Jakob I., ausgerufen, aber zwei Jahre darauf (17. Oct. 1806) in einer neuen Revolution ermordet. Ohne daß General Christoph an dieser von Petion u. A. geleiteten Verschwörung Theil genommen hatte, ward er von ihnen, dem Heere und dem Volke im Oct. 1806 an die Spitze des Staats gestellt. Gleichwohl ermordeten die Mulatten mehrere schwarze Officiere, und Petion selbst strebte nach der höchsten Gewalt, worauf ein zweijähriger Krieg den Süden von dem Norden trennte. Dort entstand die Republik unter dem Präsidenten Alex. Petion (27. Dec. 1806), hier der Staat von Hayti (durch die Constitution von 1807) unter Christoph, als Präsidenten und Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht. Allein Factionen zerrütteten die Republik, während Ordnung und Gesetze in dem Staate von Hayti galten. Um diese Ruhe zu befestigen, ward der Staat 1811 in eine Erbmonarchie verwandelt und Christoph unter dem Namen Heinrich I., nebst seiner Gemahlin Marie Louise, den 2. Juni 1811 gesalbt und gekrönt. Zugleich erschien ein neues Staatsgrundgesetz, sowie ein von Titeln, Hof- und Staatsämtern strotzender Staatskalender. Darauf ließ der König ein Gesetzbuch entwerfen. Eine Verschwörung, die der Republik die königl. haytischen Schiffe überlieferte, hatte 1813 einen neuen Krieg mit Petion zur Folge, den aber die gemeinsame Gefahr 1814, von Frankreich angegriffen zu werden, bald endigte. Heinrich wies die Anträge der franz. Regierung, sich zu unterwerfen, nachdem er sich darüber mit einer im Oct. 1814 berufenen Versammlung von Nationalabgeordneten berathen hatte, zurück und erklärte im Nov. 1816, daß weder ein Franzose, noch die franz. Flagge in Hayti zugelassen werden solle, bevor dessen Unabhängigkeit von Frankreich nicht anerkannt sey. Nach

Petion's Tode, 29. März 1813, versuchte Heinrich vergeblich, die Republik Hayti (welche der zum Nachfolger vorgeschlagene General Jean Pierre Boyer als Präsident regierte) mit dem Königreiche zu vereinigen. Er war als Tyrann gehaßt, denn Abfall und Aufruhr der republikanisch gesinnten Mulatten hatten ihn seit 1813 zu strengen Maßregeln gereizt, welche seine Befehlshaber mit Grausamkeit vollzogen. Indeß regierte er mit Verstand, Thätigkeit und Kraft. Die Stadt Sanssouci, ein Palast, eine Kathedrale und das Fort Henri wurden gebaut; die Zahl der Grundeigenthümer vermehrt; Schulen angelegt, Gewerbe und Handel befördert; die Fremden, darunter viele Deutsche, belohnt, aber auch streng bewacht. Endlich raubte die Empörung der Armee dem Könige das Leben. Er hatte im Sept. 1820 einen Obersten in Fesseln legen lassen, dessen Soldaten zu den Waffen griffen und sich der Stadt St. Marc bemächtigten. Nun empörte sich auch die Besatzung zu Cap Henri, und am 6. Oct. riefen General Richard und General Paul Romain, Großmarschall von Haiti und Kriegsminister, der gleich anfangs mit seinen Truppen auf die Seite der Aufrührer getreten war, das ganze Land auf, um Heinrich I. abzusetzen. Vergebens sandte der in Sanssouci kranke, von einem Schlagfluß gelähmte König seine Leibwache gegen die Empörer; sie weigerte sich zu fechten. Auf diese Nachricht schoß sich Christoph eine Kugel durch das Herz (8. Oct. 1820). Das Fort Henri ergab sich den 18. Oct., wo die Soldaten den Kronprinzen nebst einigen Officieren und Ministern ermordeten und den Palast plünderten. Endlich stellte des Präsidenten Boyer's Ankunft die Ruhe wieder her. Christophs Witwe begab sich mit ihren Töchtern nach England. Der franz. Generallieut. Baron Pamph. La Croix (Divisionschef bei der Expeditionsarmee unter Leclerc) entwirft in s. »Mém. p. servir à l'hist. de la révolut. de St.-Domingue« (2. Ausg., Paris

1820, 2 Bde.) von Christoph ein günstiges Bild, das diesen Schwarzen als einen Freund geistiger Bildung und guter Sitten und als einen Beschützer der Weißen darstellt. So auch Baron de Vastey, Christophs Kanzler, der zu Sanssouci 1819 einen »Essai sur les causes de la révolution et des guerres civiles d'Haiti« herausgab. Die Strenge, mit welcher Christoph auf gute Sitten hielt, von denen er selbst das Beispiel gab, soll ihn den zuchtlosen, durch die Revolution verwilderten Schwarzen und Mulatten verhaßt gemacht, Petion dagegen soll alle sittliche Unordnung nachsichtig geduldet haben, um den Pöbel für sich zu gewinnen. — 6000 Mann von Heinrichs Heer unterwarfen sich dem Präsidenten Boyer, der hierauf (26. Nov. 1820) die Vereinigung beider Theile des ehemals franz. St. Domingo öffentlich erklärte und die von Christoph geschaffenen Titel aufhob. Port au Prince wurde die Hauptstadt des neuen Staats. General Richard, Herzog von Marmelade, verschwor sich zwar mit mehreren Officieren, in der Absicht, die Militairherrschaft auf dem Cap an sich zu reißen; allein er ward im Febr. 1821 verhaftet und mit drei seiner Mitschuldigen hingerichtet. Bald nachher vereinigte Boyer auch den von den Spaniern seit 1808 wieder eroberten östlichen Theil der Insel mit der Republik Hayti. Als sich nämlich die Einwohner des span. Domingo am 1. Dec. 1821 von Spanien lossagten, um sich mit der Republik Colombia zu vereinigen, besetzte Boyer diesen Theil der Insel, und die Stadt Domingo ergab sich ihm ohne Widerstand den 2. Febr. 1822. Eine Landung, welche franz. Truppen unter dem Contreadmiral Jacob (ohne Befehl der franz. Regierung) auf der Halbinsel Samana, im ehemaligen span. Antheil, versuchten, um das Eigenthum der Pflanzer an Bord zu nehmen, ward im März durch Boyer's Truppen zurückgeschlagen. Seitdem blieb der unmittelbare Handelsverkehr unter franz. Flagge mit Hayti

unterbrochen. Im März 1823 verbot der Präsident Boyer sogar allen Handel zwischen Hayti und den westindischen Inseln, wodurch der Verkehr der Schwarzen mit den Verein. Staaten sich sehr erweiterte. Endlich entschloß sich Frankreich, durch die königl. Verordnung vom 17. April 1825, die volle Unabhängigkeit der Regierung von St. Domingo anzuerkennen, wogegen Hayti 1) an Frankreich 150 Mill. Fr. als Entschädigung der ehemaligen, jetzt in Frankreich lebenden Plantagenbesitzer bezahlte, 2) seine Häfen dem Handel aller Nationen öffnete, mit gleichen Abgaben für jede Flagge, für die franz. aber auf die Hälfte herabgesetzt. Der darauf von Frankreich vorgeschlagene Handelsvertrag ward jedoch von dem Präsidenten Boyer nicht genehmigt. Der Papst hatte die Republik schon am 24. Juli 1824 anerkannt; seitdem haben dies alle Regierungen gethan, mit Ausnahme der spanischen. Am 1. April 1826 (dem 23. J. der Unabhängigkeit) erklärte der Präsident, daß die Haytier auf allen Meeren und nach allen Häfen Handel treiben dürfen, nur nicht nach den engl., franz., span. und holländ. Colonien, sowie nach Carolina, um nicht Argwohn wegen Anreizung der Negersklaven zum Aufstande zu veranlassen. Hayti hat 12 Häfen dem auswärtigen Handel eröffnet. — Boyer regiert als lebenslänglicher Präsident ganz Hayti, nach der Verfassung vom 2. Juni 1816, deren Grundlagen persönliche und Preßfreiheit, Verantwortlichkeit aller Beamten ic. sind. Kein Weißer kann Grundbesitz erwerben. Die katholische Religion ist die des Staats, jede andre erlaubt. Jeder Gesetzentwurf wird von der vollziehenden Gewalt vorgeschlagen, von der Kammer der Repräsentanten (Grundeigenthümer auf 5 Jahre gewählt) berathen und angenommen, und von dem Senat decretirt. Die 24 Mitglieder des Senats werden aus einer vom Präsidenten entworfenen, dreifachen Liste von der Kammer gewählt auf 9 Jahre. Der Senat allein hat das Recht,

den Präsidenten zu ernennen. Er genehmigt oder verwirft die vom Präsidenten beschlossenen Verträge mit andern Staaten. Der Präsident Boyer befördert den Anbau der Insel und die Bildung der Einwohner. Auf dem Cap und in allen Gemeinden sind Lancasterschulen eingeführt; in der Capstadt ward eine medicinisch-chirurgische Schule und zu Port au Prince eine Akademie für Medicin, Rechtswissenschaft, Literatur, Mathematik und Astronomie errichtet. Franz. und engl. Gelehrte leiten diese Anstalten. In Hayti erscheinen mehrere Journale: der »Telegraph«, der »Propagateur« u. a. 1824 zählte das Heer 45,520 M., ohne 113,328 Nationalgarden; die Seemacht 6 kleine Kriegsschiffe. Die Staatseinnahme betrug 37 Mill. Fr., die Aus- und Eingangszölle betrugen 12 Proc. England allein zahlte 7 Proc. Auch der deutsche Einfuhrhandel (vorzüglich Leinwand) findet Schutz. Die Politik des stets zum Kriege gerüsteten Präsidenten Boyer ist friedlich. Ueber den gegenwärtigen Zustand der in 15 Provinzen eingetheilten Insel wird die naturhistorische Reise nach Hayti von Karl Ritter die neuesten Nachrichten enthalten. — Die Hauptstadt Port au Prince hat 15,000 Einw. und einen Hafen, der 500 Schiffe faßt. Die Stadt Cap Henri, früher Cap François oder Cap, jetzt Hayti, hat 12,000 Einw.; die Stadt San-Domingo, mit Colombo's und seines Bruders Ludovico Denkmal, 10,000 Einw. (S. »**Histoire de l'expédition des Français à Saint-Domingue, sous le consulat de Napoléon Bonaparte, par Ant. Métral.**« Paris 1825.)

Hazard- oder Glücksspiele sind alle diejenigen, in welchen Karten, Würfel, Kugeln oder Nummern (z. B. Pharao, **Rouge et noir**, Bassette, Schnitt, Grobhaus, Paschen, Roulette, Biribi, oder welche Namen sie sonst haben mögen) das Loos des Glücks oder Unglücks unter den Spielern bestimmen, wobei gemeiniglich der Un-

ternehmer aber gewisse erlaubte Vortheile von den andern Spielenden genießt. Diese Spiele sind in der Regel verderblich und führen den Pointeur zum Verlust; einmal, weil schon an und für sich das Spiel auf den Vortheil des Bankhalters berechnet ist; dann aber auch, weil der Pointeur der Regel nach den Einwirkungen der Leidenschaft in weit höherm Grade ausgesetzt ist, als der Bankhalter. Dazu kommen noch die zahllosen, fast unergründlichen Betrügereien, durch welche der Pointeur, selbst der Spielkundige, von handwerksmäßigen Spielern unausbleiblich bevortheilt wird. Wenn die Alchemie vor ein paar Jahrhunderten den Fürsten und dem Adel die Finanzen nur zu häufig ruinirte: so hat zwar jetzt das Licht der Chemie jene Grillen verbannt, aber dagegen sich die Spielwuth unter müßigen, ältern und jüngern Standespersonen nur zu sehr verbreitet und manches reiche Geschlecht findet besonders in den Bädern den Untergang seiner Wohlhabenheit. Die Ansichten, welche die Regierungen von den Hazardspielen haben, sind ganz entgegengesetzt. Eine Reihe berühmter Heilbäder dulden das öffentliche Hazardspiel gegen eine starke Abgabe an den Staat oder an eine Wohlthätigkeitsanstalt. Auch in Paris und den vorzüglichsten Städten Frankreichs gibt es privilegirte Spielhäuser, die an 6 Millionen Franken Pacht zahlen. Nur im östreichischen Staate wird in den Bädern, nach zu notorisch gewordnem Unheil, das öffentliche Hazardspiel nirgends mehr geduldet.

Hazebrouck (Hasebröck), 1) Bezirk im französ. Departem. Norden; 13 QM. groß, mit 105,000 Ew. 2) Hauptstadt dieses Bezirks, am Berrefluß; 961 H. 7400 E. Baumwollenzeug-, Leinwand- und Segeltuchweben, Spitzenklöppeln, Tabaks- und Stärkefabriken, Salzbereitung, Zwirnmühlen.

Hazzi (Joseph, Ritter von), geb. zu Abensberg in Baiern 1768, wo sein Vater Maurermeister war; studirte zu München und

Ingolstadt; ward zuerst Fiskalrath in München, darauf erst Kammerrath und General-Landes-Directions-Rath; 1799 ward er als Marschcommissair angestellt und bereitete als solcher, in Verbindung mit französischen Generalen und baierschen und französischen Ingenieuroffizieren, die Generalcharte von Baiern in großem Maßstabe vor. Dadurch, so wie 1805, wo er in gleicher Eigenschaft dem französischen Hauptquartiere folgte, ward er Napoleon bekannt und 1806 in franz. Dienste berufen, wo er im Gefolge Murats eine Zeit lang war und 1806 die franz. Polizei in Berlin leitete; 1807 trat er als Staatsrath in die Dienste des Großherzogs von Berg, wo er anfangs an der Einführung des Code Napoléon arbeitete; später ging er nach Paris in Folge des Decrets von Trianon, aber 1811 nach Baiern zurück, wo er erst 1813 eine Anstellung fand. 1816 ward er geadelt und ist jetzt Staatsrath, Vorstand der Baucommission und Rath bei der Central-Staats-Schulden-Liquidations-Commission zu München. Schrieb: »Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Baiern,« 4 Bde., Nürnberg 1801—1808; »Ueber das Rechtliche und Gemeinnützige bei der Cultur und Abtheilung der Weiden und Gemeinwaldungen in Baiern,« München 1802; »Ansichten über Waldungen, sammt der Geschichte des Forstwesens,« 3 Bde., ebend. 1805; »Statistik von München,« Nürnb. 1807; »Statistik von Mähren,« ebend. 1807; »Ueber Auswandern und Fremde,« Dortmund 1812; »Gekrönte Preisschrift über Güter-Arrondirung,« München 1818; »Ueber die Standpunkte der baierischen Verfassungsurkunde von 1818,« ebend. 1819, 2. Aufl.; »Ueber den Islamismus, das Türkenthum, dann die Sache der Griechen und Europa's Pflichten dabei,« ebend. 1822. Außerdem gab er 1810 in Elberfeld ein Schauspiel: »Re[illegible]çant.« in 3 Aufz., das ein echtes Gemälde der Zeit ist, und auf Napoleons hartes Decret von Trianon gab er

1812 in Dortmund eine Schrift: »Ueber Auswandern und Fremde« heraus. Seit 1818 ist er Redacteur des »Wochenblattes vom landwirthschaftlichen Verein in Baiern« und Mitglied der Generalcomité desselben. Von Murat erhielt er den Orden der beiden Sicilien.

H dur (Musik), harte Tonart, der h zum Grunde liegt. Bei Uebertragung des diatonischen Verhältnisses erhält diese Tonart 5 Kreuze, die f, c, g, d und a einen halben Ton höher stellen.

Hearne, 1) (Thomas), geboren zu White-Waltham in Berkshire 1678; wurde Bibliothekar zu Oxford, verlor aber diese Stelle politischer Meinungen halber, und starb 1735. Man hat von ihm mehrere Ausgaben alter Classiker, als: Plinius, Oxford 1703; Justin, ebend. 1705; Livius, 6 Bde., ebend. 1708, so wie Ausgaben von Schriftstellern der mittlern Zeit, zusammen unter dem Titel: »Scriptores varii de historia anglicana,« 64 Bde., 1709—1735. 2) (Samuel), geboren 1745; zuerst Matrose auf englischen Schiffen, dann im Dienste der Hudsonsbay-Gesellschaft; bereiste 1768 diese Bay, um den Stockfischfang zu verbessern, so wie er später die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt und die Untersuchung eines von Reisenden angeführten Kupferbergwerks unternahm. Diese letzte Reise machte er zu Fuß und allein, nur in Gesellschaft von Wilden, kam auch nach anderthalb Jahren glücklich in das Fort Prince Wales, und kehrte 1787 nach England zurück; die Beschreibung seiner Reise erschien später.

Heautognosie (gr.), die Selbsterkenntniß.

Heautonomie (gr.), die Selbstgesetzgebung, nach welcher die Urtheilskraft sich selbst Gesetze vorschreibt — Gegensatz von Heteronomie.

Heautontimorumenos (gr.), der Selbstpeiniger; ein bekanntes Lustspiel des Terenz.

Hebdomadarius (lat.), der Wöchner, den die Reihe gewisser wöchentlicher Verrichtungen trifft.

Hebe (Myth.), Tochter des Jupiter und der Juno, die Göttin immerwährender Jugend. Sie bekleidete das Amt einer Mundschenkin der Götter, das sie aber bei einem kleinen Versehen verlor, und welches dann dem Ganymed zu Theil ward. Herkules, als er in Himmel kam, ward ihr Gemahl. Sie wird als junges, schönes Frauenzimmer, mit Rosen bekränzt und eine Trinkschale in der Hand, dargestellt.

Hebel (Math. und Mech.), die einfachste und im gemeinen Leben am häufigsten vorkommende Maschine, um etwas zu heben, niederzudrücken, oder nach einer Seite zu bewegen, so daß dabei Kraft oder Zeit gewonnen wird. Man unterscheidet a) den Hebel erster Art (zweiarmiger od. doppelseitiger H.); dies ist eine unbiegsame gewöhnlich gerade Stange, welche zwischen beiden Enden auf einem Gegenstande aufliegt, oder um denselben, z. B. einen Zapfen, sich drehet. Der Punkt, wo der H. aufliegt, heißt Umdrehungspunkt (Ruhepunkt, Unterstützungspunkt), der Gegenstand, auf welchem der H. ruht, heißt Unterlage (Hypomochlion), in manchen Fällen auch Ueberlage. Die beiden Theile des Hebels zur Seite des Hypomochlions heißen Arme des Hebels (H.-arme). An dem einen Ende des H. wirkt die Kraft, daher Punkt der Kraft, activer (angegriffener Punkt), an dem andern die Last, daher Punkt der Last, leidender (passiver) Punkt; diese beiden Punkte nebst dem Ruhepunkte heißen die H.punkte und die Ebene, in welcher sie liegen, die H.-ebene. Hat der H. die Gestalt eines Winkels, dessen Spitze der Ruhepunkt ist, so heißt dies ein gebrochener od. ein Winkelhebel; er wird vorzüglich da angebracht, wo eine Bewegung in einer andern Richtung fortgehen soll. Der H. kann auch ein krummliniger Körper seyn, gleicht aber an Kraft ganz einem geraden

oder Winkelhebel, welcher durch die H.=punkte beschrieben gedacht wird. b) H. der zweiten Art, einarmiger einseitiger H.; bei ihm ist der Ruhepunkt an dem einen Ende der Stange, der Punkt der Kraft an dem andern Ende und der Punkt der Last in der Mitte. Er wird von Manchen auch Tragh genannt. Hierzu rechnet man gewöhnlich auch den von Einigen unterschiedenen H. der dritten Art, Wurfh.; bei ihm liegt der Punkt der Kraft in der Mitte und der Punkt der Last am andern Ende; er erspart nicht Kraft, sondern Zeit, oder vermehrt die Geschwindigkeit. Bei der Theorie des H.'s wird derselbe als eine mathematische Linie gedacht und heißt daher mathematischer (immaterieller, idealer) H., von welchem die Wirkung eines materiellen (physischen) H.'s um etwas abweicht, indem hier die eigene Schwere desselben als Gewicht mit in Betracht kommt. Da sich der H. um einen Punkt drehet, so beschreibt jeder Punkt des H.'s, außer dem Ruhepunkte, bei der Bewegung einen Bogen; die Bogen, welche der Punkt der Kraft und der Last beschreiben, heißen Wege der Kraft u. der Last; die Zeiteinheit, in welcher diese Punkte gleichzeitig ihre Bogen zurücklegen, heißt die mechanische Geschwindigkeit der Kraft und der Last; die Größe des Bogens, welche beide Punkte in einer gewissen Zeit zurücklegen, gibt die Winkel oder Umdrehungsgeschwindigkeit. Von allen H.n gilt der Satz: die Wirksamkeit der Kraft ist an Gewicht um so viel Mal größer als die der Last, um so viel Mal größer die Entfernung des Punktes der Kraft von dem Hypomochlion als die Entfernung des Punktes der Last von dem Hypomochlion ist. Ist z. B. bei einem zweiarmigen H. der Arm, an welchem die bewegende Kraft wirkt, 4 Fuß, der Arm, an dessen Ende die Last hängt, = 1 Fuß, so setzt 1 Pfund Kraft 4 Pfund Last in Gleichgewicht. An Geschwindigkeit gewinnt die Wirksamkeit der Kraft um so viel, als sie dem Hypomochlion näher liegt als die Last, indem die Last in derselben

Zeit einen um so viel größern Bogen beschreiben muß, als die Kraft. Das Produkt der Kraft oder Last und ihre Entfernung vom Hypomochlion heißt das statische Moment, das Produkt der Kraft oder Last und ihre Geschwindigkeit das mechanische Moment. Ist Kraft und Last gleich weit vom Hypomochlion entfernt, so kann weder an Zeit noch an Kraftersparniß gewonnen werden; der H. als solcher ist nutzlos, z. B. die gemeine Wage, die Sprengwage an Fuhrwerken. Setzt man mehrere H. zusammen, welche auf einander wirken, so gewinnt die Kraft hierdurch noch mehr, aber desto geringer wird die Höhe, zu welcher die Last erhoben werden kann. Brächte man in dem Raume eines H., dessen Arm für die Kraft 20 Theile und dessen Arm für die Last 1 Theil hat, wo also mit 1 Pfunde Kraft 20 Pfund Last gehoben werden, 5 H. an, so würde man mit 1 Pfunde Kraft ungefähr 250---300 Pfd. Last heben, je nachdem der Abzug für die Friction und die Angriffspunkte der einzelnen H. ausfällt. Die Wirkung zusammengesetzter H. entsteht, wenn mehrere Räder und Getriebe vereinigt sind, wobei die Verminderung der Geschwindigkeit aufgehoben wird, weil die Kamm- und Stirnräder viel mehr Zähne haben, als das sie bewegende Getriebe Triebstöcke. Als zweiseitige H. wirken die Hebebäume, Brechstangen, Schwingen, Schiffruder, als einseitige die Kurbeln, Göpel, Haspeln, Kloben, Flaschenzüge, Wasserräder und viele andere Räder. Fast alle Bewegungen der Gliedmaßen sind H.-bewegungen. Den H. soll Kinyras, ein Cyprier, erfunden haben, doch kann man bei einem so einfachen Werkzeuge kaum von Erfindung sprechen. Ueber die Theorie des H. stellte schon Archimedes richtige Lehrsätze auf, ausführlicher und bestimmter wurde sie von Carteſius, Newton u. Andern, besonders aber von Käſtner u. de la Hire dargestellt.

Hebel (Joh. Peter), Consistorialrath und Professor zu Carlsruhe, Verfasser des »rheinischen Schatzkästleins,« seit 1819 prote-

ſtantiſcher Prälat, und als ſolcher Mitglied der erſten Kammer der badiſchen Ständeverſammlung, hat ſich durch ſeine allemanniſchen Gedichte einen eigenen Platz auf dem deutſchen Parnaß erworben. Er ſtarb 1827. Sein Talent, ſagt Göthe, neigt ſich gegen zwei entgegengeſetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit friſchem, frohem Blick die Gegenſtände der Natur, die in einem feſten Daſeyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben ausſprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert ſich der beſchreibenden Poeſie; doch weiß er durch glückliche Perſonifikationen ſeine Darſtellungen auf eine höhere Stufe der Kunſt heraufzuheben. Auf der andern Seite neigt er ſich zum Sittlich-Didaktiſchen und zum Allegoriſchen; aber auch hier kommt ihm jene Perſonifikation zu Hülfe, und wie er dort für ſeine Körper einen Geiſt fand, ſo findet er hier für ſeine Geiſter einen Körper. Wenn antike oder andere durch plaſtiſchen Kunſtgeſchmack gebildete Dichter das ſogenannte Lebloſe durch idealiſche Figuren beleben, und höhere Naturen, als Nymphen, Dryaden ꝛc. an die Stelle der Felſen, Quellen und Bäume ſetzen: ſo verwandelt dieſer Dichter hingegen dieſe Naturgegenſtände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivſte, anmuthigſte Weiſe, durchaus das Univerſum, ſo daß die Landſchaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unſerer erhöhten und erheiterten Phantaſie nur Eines auszumachen ſcheint. Das Lokal iſt dem Dichter äußerſt günſtig. Er hält ſich beſonders in dem Landwinkel auf, den der bei Baſel gegen Norden ſich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Waſſers, Behaglichkeit der Menſchen, Geſchwätzigkeit, Darſtellungsgabe, und neckiſche Sprachweiſe, ſo viel ſteht ihm zu Gebot, um das, was ihm ſein Talent eingibt, auszuführen. Wenden wir von der Erde unſer Auge an den Himmel, ſo finden wir die großen leuchtenden Kör-

ter auch als gute wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden, der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf, als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. Hat der Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen. Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung; Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Eine gleiche Nähe fühlt er zu Pflanzen und Thieren. Andere Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab zum Sittlichen hin. Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseit, mit Ernst, ja melancholisch aus. Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu Statten, aus der er sich einen Styl gebildet hat, der zu diesem Zwecke vor unserer Bücherſprache große Vorzüge hat. Hebel's »Allemannische Gedichte« haben von 1803—20 5 Aufl. und 2 Uebersetz. in das Hochdeutsche (v. Girardet und D. Adrian) erlebt, der Nachdrücke nicht zu gedenken. Auch seine Volksschriften sind Muster in ihrer Gattung: der »Rheinische Hausfreund,« das »Schatzkästlein« und »Biblische Erzählungen.«

Heber, 1) (Physik), eine luftdichte, an beiden Enden offene Röhre, welche 2 Schenkel bildet, und mit welcher man, wenn der eine Schenkel in ein Gefäß voll Wasser, oder irgend eine Flüssigkeit, gestellt wird, durch den Druck der Luft das Wasser aus dem Gefäße

leitet, indem man mit dem Munde aus dem äußern Schenkel die Luft saugt, bis etwas Wasser nachgeflossen kommt. Ohne daß man nun weiter etwas an dem Heber thut, fließt das Wasser fort, bis seine Oberfläche im Gefäße mit der Ausgußöffnung in eine horizontale Linie kommt. Diese Erscheinung gründet sich darauf, daß der Druck der Luft eine Wassersäule von 32 Fuß zu tragen im Stande ist, wenn durch den Ausfluß des Wassers in dem Gefäße ein luftleerer Raum entstehen müßte, und daß daher, wenn eine luftleere Röhre mit Wasser in Verbindung gesetzt wird, das Wasser in derselben 32 Fuß steigt. So lange nämlich die Ausgußöffnung des Hebers tiefer liegt als die Oberfläche des Wassers im Gefäße, ist die Wassersäule im äußern Schenkel länger und schwerer, als die im innern Schenkel; sie fließt also wegen dieses Uebergewichts heraus, wodurch im Heber ein luftleerer Raum entstehen müßte, welchen das im innern Schenkel durch den Druck der Luft steigende Wasser stetig ersetzt. Hieraus folgen bei der Anwendung des Hebers folgende 3 Gesetze: a) die Oeffnung des innern Schenkels muß in das Wasser eingetaucht seyn, b) die Höhe von der Oberfläche des Wassers bis zum höchsten Punkte des Hebers darf nicht über 32 Fuß betragen (die veränderliche Schwere der atmosphärischen Luft kann jedoch hierbei Abweichungen hervorbringen), c) die Oeffnung des äußern Schenkels muß tiefer liegen als die Oberfläche des Wassers. Früher glaubte man, der äußere Schenkel des Hebers müßte länger seyn, doch wurde dies von Johann Jordan in Stuttgart und dem würtembergischen Leibarzte Salomon Reisel zu Ende des 17. Jahrh. widerlegt, weshalb die gleichschenkeligen Heber würtembergische heißen. Will man einen H. anwenden, der so groß ist, daß die Luft nicht mit dem Munde ausgesaugt werden kann, so muß er an beiden Enden durch Hähne verschlossen und oben durch eine Oeffnung mit Wasser gefüllt werden, welche nach der Füllung luft-

dicht verschlossen werden kann. Oeffnet man nun die Hähne, so thut der Heber unter den eben angegebenen 3 Gesetzen seine Wirkung. Will man mit einem Heber eine Flüssigkeit ausheben, die beim Aussaugen der Luft nicht in den Mund kommen darf, so wird nahe an der Ausgußöffnung eine aufwärtsgehende Röhre angebracht, durch welche man die Luft aussaugt, während man die Ausgußöffnung mit der Hand zuhält. Einige nennen dies einen doppelten oder Stechheber. Bei dem unterbrochenen Heber stehen die beiden Schenkel nicht in unmittelbarer Verbindung. Der innere Schenkel, welcher in das Wasser getaucht ist, endigt sich oben in ein luftdichtes Gefäß; in dasselbe ist auch der äußere Schenkel eingelöthet, welcher sich unten in ein luftdichtes doppelt so großes Gefäß endigt, an dessen Boden eine mit einem Hahne versehene Ausflußröhre befindlich ist. Das untere, größere Gefäß kann durch Oeffnung eines Hahnes mit Wasser gefüllt werden, wobei ein oberhalb befindlicher Hahn geöffnet wird, damit die Luft ausströme. Ist das Gefäß gefüllt, so werden beide Hähne geschlossen und der Hahn der Ausflußröhre geöffnet. Indem das Wasser herausfließt, wird die Luft in dem H. verdünnt, es steigt also in dem innern Schenkel das Wasser durch den Druck der äußern Luft in die Höhe. Da die Luft auf diese Art nie rein aus dem H. gebracht wird, so kann das Wasser in demselben nie auf eine Höhe von 32 Fuß steigen. Der einzige Nutzen, welchen er gewährt, ist, daß man das Wasser auch aus dem obern Kasten abfließen lassen kann. Eine besondere Art H. ist der Diabetes der Alten, bei welchem ein Schenkel in dem andern steckt. In dem Boden eines Gefäßes ist eine an beiden Enden offene Röhre so eingelöthet, daß sie ein großes Stück in das Gefäß hineinreicht und auch etwas über den Boden hervorragt. Ueber diese Röhre wird eine andere etwas weitere und höhere Röhre auf den Boden des Gefäßes befestigt und daselbst mit einer Oeffnung ver-

sehen. Wird nun das Gefäß mit Wasser gefüllt, so tritt es in den Zwischenraum zwischen beiden Röhren, und ist das Gefäß so gefüllt, daß das Wasser den Rand der kleinern Röhre übersteigt, so läuft es durch dieselbe nach den Gesetzen des H. heraus, und das Gefäß leert sich so weit, bis in die Bodenöffnung der äußern Röhre Luft eindringen kann. Dagegen bleibt das Wasser im Gefäße, wenn es nur so weit gefüllt wird, daß es nicht den Rand der kleinen Röhre erreicht. Ist dieser Diabetes in einem Becher so angebracht, daß man ihn nicht sieht, z. B. in einem doppelten Rande oder in einem Henkel, so heißt es ein Vexirbecher. Die H. waren schon den Griechen bekannt, Heron von Alexandrien erwähnt dieselben. 2) (Haush.), im Hauswesen gebraucht man einen Heber, um etwas Wein oder Bier aus dem Spundloche eines Fasses zu heben, wenn man das Faß nicht ganz abziehen will, daher Bierh., Weinh. Es ist dies eine blecherne Röhre, welche in einem rechten Winkel zusammengesetzt oder in ein Knie gebogen ist; der Klempner verfertigt ihn über der Heberstange, einem eisernen Stabe. Um wenig Wein aus einem Fasse zu nehmen, hat man noch eine Art Stechheber, dies ist eine oben und unten offene, aber enge und in der Mitte bauchige Röhre von Glas oder Blech, gewöhnlich aber mit einem Henkel versehen; steckt man diesen H. durch das Spundloch in das volle Faß und hält dann die obere Oeffnung mit einem Finger zu, so bleibt der in den H. gestiegene Wein darin, auch wenn man ihn aus dem Fasse nimmt. Im Gegensatze dieses H. nennt man die zweischenkeligen auch doppelte Heber. 3) (Posamentirer), am Posamentirstuhle 2 Schnuren, welche unter den Wellencarden hingezogen werden, um die letztern nach Erforderniß anzuspannen.

Hebert (Jacq. René), ein berüchtigter Terrorist der franz. Revolution, geb. zu Alençon um 1755, lebte vor der Revolution in ziemlich dürftigen Umständen, machte sich aber während derselben bald

kekannt, namentlich durch das von ihm herausgegebene Journal: »le Père Duchêne,« welches, wegen der unanständigen Ausdrücke und groben Beleidigungen gegen alle höheren Stände, großen Beifall beim Pöbel fand. Er wurde deshalb Mitglied der Municipalität, welche die Gräuelthaten des 10. Aug. und die darauf folgenden Hinrichtungen befahl. Als Substitut des Communeprocurators war er einer der Ankläger der Königin; er beschuldigte sie Verbrechen, welche die Natur empören; im Tempel verhörte er die unglücklichen Kinder Ludwigs XVI., und stellte die schmählichsten Fragen an sie. Selbst Robespierre war dadurch empört. Nicht gar lange darauf verbanden sich Danton und Robespierre, die früher sich feindlich gegenüber gestanden hatten, Hebert und seinen Anhang, die gewöhnlich nur Hebertisten hießen und keine andere Absicht hatten, als die Macht der Stadt Paris über die des Convents zu erheben, zu vernichten. Hebert und seine Spießgesellen Ronsin, Momoro, Anacharsis Cloots wurden plötzlich arretirt und den 24. März 1794 hingerichtet, wobei er sich sehr kleinmüthig betrug. Seine Gattin, eine ehemalige Nonne, wurde wenige Tage nach ihm hingerichtet. Durch Hebert wurden die Feste der Vernunft veranstaltet, die viel dazu beitrugen, die eifrigsten Freunde der Revolution in ihren Vorurtheilen wankend zu machen. Außer dem angeführten Journale schrieb er noch mehreres Andere.

Hebezeug, 1) im weitern Sinne alle Werkzeuge, welche dazu dienen, eine Last mit Vortheil in die Höhe zu heben. Zu den einfachen gehört der Hebel, das Rad an der Axe, die Scheibe, die Schraube, der Keil; zu den zusammengesetzten die Hebelmaschine, Hebelade, Hebebock, Stangenkunst, Walzen, Winden, Göpel, Haspel, Krahn, Flaschenzug, auch rechnet man hydraulische Maschinen dazu, welche eine Last heben; 2) im engern Sinne so v. w. Hebelade. 3) eine Maschine, um mit verhältnißmäßig geringer Kraft große Lasten schnell

und mit Sicherheit in die Höhe zu heben; wird bei der Artillerie vorzüglich dazu gebraucht, die Geschützröhre von größerem Kaliber in die Laffetten zu legen, oder von denselben abzuheben. Jedes Hebezeug besteht aus drei oder vier, oben durch einen starken eisernen Bolzen verbundenen hölzernen Schenkeln, zwischen welchen oben ein Flaschenzug angebracht ist, dessen Tau durch eine unten an den Schenkeln angebrachte Welle aufgewunden und mithin der untere Kloben mit der daran befindlichen Last gehoben wird. Sie werden nach der Zahl der Schenkel drei- oder vierschenkelige Hebezeuge genannt.

Hebräer (a. Geogr. u. Gesch.), bekanntes Volk; so genannt, entweder weil sein Stammvater Abraham von Eber abstammte, oder wahrscheinlicher von dem Worte Eber, d. h. Ankömmling, Fremdling, weil Abraham mit seinem Stamme über den Euphrat her kam. Tharah, ein Nachkomme Sems, Emir seines nomadisirenden Stammes, war ums Jahr 2000 v. Chr. in das Land Haran in Mesopotamien eingewandert. Als auch hier der Götzendienst sich verbreitete und Abraham, dessen Sohn und Nachfolger, fürchtete, daß auch seine Familie und sein Stamm von der Abgötterei angesteckt werden möchte, so beschloß letzterer, diese Wohnsitze wieder zu verlassen und sich mit seinem Brudersſohne, Lot, nach Kanaan zu begeben. Ein Besitzer zahlreicher Heerden zog er im Lande umher und erhielt von Gott die Verheißung, daß er einst das Land Kanaan als Eigenthum besitzen und sein Volk groß, reich und geehrt werden solle, indem aus demselben der Messias kommen werde. Auch führte Abraham zum Zeichen der besondern Verbindung mit Gott die Beschneidung ein. Isaak, den sein Weib Sara in hohem Alter ihm gebar, ererbte mit des Vaters Besitzungen seinen Geist und ward nicht minder ein standhafter Anbeter Jehova's. Isaak's Sohn, Jakob, folgte seinem Vater und stiftete später durch seine zwölf Söhne die 12 Stämme Israels. Der

jüngſte, Joſeph, durch den Verrath ſeiner Brüder als Sklave nach Aegypten verkauft, aber hier nach mannichfachen Schickſalen in die Prieſtercaſte aufgenommen und zur Würde eines Staatsverweſers über das ganze Reich erhoben, rief 1847 v. Chr., zur Zeit einer großen Theurung, ſeine Familie in Aegyptens Weideland, Goſen genannt, wo dieſelbe, jeder Verbindung und Vermiſchung mit den Eingebornen hartnäckig widerſtrebend, wenigſtens dem Haupttheile nach, 400 Jahre lang nomadiſirte und ſich ſo anſehnlich ausbreitete, daß die 70 einwandernden Seelen auf drittehalb Millionen, unter welchen 600,000 ſtreitbare Männer waren, anwuchſen. Nach Joſephs Tode von den Pharaonen in Memphis, denen die neuen Coloniſten immer gewaltiger und furchtbarer wurden, grauſam bedrückt und die Verheißungen auf Kanaans Beſitz immer lebhafter umfaſſend, entwickelte ſich in den Hebräern eine Reife zur Revolution, ſo daß Moſes, einem höhern Rufe folgend und vertrauend, den Entſchluß, daſſelbe in das Land ihrer Hoffnungen zurückzuführen, mit der Beiſtimmung ihrer Stammhäupter ausführen konnte. Begleitet von Aaron, ſeinem beredten Bruder, erlangte er endlich bei Pharao die lange verweigerte Entlaſſung der Hebräer und führte ſie an den arabiſchen Meerbuſen hin, um, nach erfolgter Vereinigung mit ſeinen übrigen Landsleuten am Sinai durch das Meer zu ſetzen, als Pharao, die ertheilte Entlaſſung bereuend, ihnen nachſetzte, aber während Moſes unter Begünſtigung der Nacht an einer nicht breiten Stelle glücklich durch die Ebbe ging, mit ſeinem ganzen Heere in der am Morgen zurückkehrenden Fluth ſeinen Tod fand. Durch dieſes Ereigniß von Neuem in ſeinem Anſehen beſtätigt, gleichwohl durch die Halsſtarrigkeit ſeines undankbaren Volkes in ſchneller Durchführung ſeines edeln Planes gehindert, führte er daſſelbe, nachdem er auch auf ſeines Schwiegervaters, Jethro, Vorſtellung es im dritten Monate am Sinai dem Herrn geheiliget und

ihm die Gesetze der zehn Gebote gegeben, statt sogleich einen Angriff auf Kanaan zu unternehmen, um es zur Folgsamkeit gegen seine Führer und zur Standhaftigkeit zu gewöhnen, 40 Jahre lang in der arabischen Wüste umher, während deren die ältere Generation einer jüngern kräftigern Platz machte und selbst Moses und Aaron, welche an dem Entwurfe eines künftigen umfassenden Gesetzbuches arbeiteten, den Einzug in das gelobte Land nicht erlebten. Nach Moses Tode ward Josua, dessen Schüler und Freund, Heerführer und setzte 1450 v. Chr. die Stämme, von denen einige, nämlich der Stamm Ruben, Gad und der halbe Stamm Manasse schon den Besitz der zur Viehzucht geeignetsten Gegenden diesseits des Jordans ergriffen hatten, über diesen Fluß. Die Eingebornen setzten sich zur Wehr, da sie aber unter sich selbst uneinig waren, so entschieden in dem siebenjährigen Eroberungs- und Vertilgungskriege zwei Hauptschlachten über das Schicksal von Palästina, das, obgleich noch nicht völlig in den Händen der Israeliten, doch so gut wie unterworfen betrachtet werden konnte. Denn während ein Theil der alten Bewohner vernichtet und ein anderer ausgewandert war, blieben nur noch einige unbesiegte Stämme (besonders die Jebusiter, Richter 1, 19 f. 2, 2. 3, 1) zurück. Aber zu früh, ehe noch die Eroberung vollendet war, ward zur Theilung des Landes geschritten, so daß nach Maßgabe der Stärke des Stammes und der Güte des Landes auch die noch übrigen 10½ Stämme: Simeon, Juda, Dan, Naphtali, Asser, Issaschar, Sebulon, Benjamin, Ephraim und die andere Hälfte Manasse ihren Antheil, der Stamm Levi aber wegen seiner priesterlichen Bestimmung 48 Städte und 6 Freistätte in den Besitzungen der übrigen Stämme erhielten. Die Stämme Ruben, Gad, und die Hälfte von Manasse zogen, wie schon gesagt, in das reiche Viehweide darbietende Land diesseit des Jordans. Die Grenzen dieses Landes behaupteten dieselben bis zur Zeit Sauls,

wo die drittehalb Stämme, nach glücklicher Besiegung von vier angrenzenden arabischen Völkern, das Land derselben einnahmen, sich bis Gilead ausbreiteten, unter David ihren Sitz befestigten und erweiterten, unter Salomo die später berühmte, noch jetzt mächtige Ueberbleibsel aufzeigende Stadt Tadmor erbauten und ihre Ansiedelung bis zur assyrischen Gefangenschaft behaupteten. Während jene Stämme sich so ausbreiteten, zog sich auch der Anwachs der übrigen Stämme theils tiefer in die weidereichen Gegenden Arabiens, theils gegen Osten hinein; besonders wurden die Kanaaniter immer weiter zurückgedrängt. Nach der Constitution Mosis, dessen klarer Blick seines Volkes Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überschaute u. den Bedürfnissen derselben im Licht einer sehr geläuterten Religiosität mit frommem Sinn durch eine, einer unendlichen Vervollkommnung fähigen Verfassung zu entsprechen suchte, entwickelten sich nun in den 12 Stämmen eben so viele föderirte Freistaaten unter dem Principe der Theokratie, welche sich in Moses und nach ihm in Josua repräsentirte und sich forthin in ihrem gemeinschaftlichen Oberhaupte und Oberpriester repräsentiren sollte. Als nach Josua's Tode dem jungen Staate ein allgemeiner Heerführer fehlte, der die vortreffliche Verfassung geistig belebt hätte, so konnten weder die äußere Form die Eifersucht der sich immer mehr von einander loslösenden Stämme unterdrücken, noch die selbst ausartenden Priester den zunehmenden Verfall des ohnehin politisch nicht abgerundeten, in seinem Schooße, an den nicht vertilgten alten-Bewohnern noch viele nie ruhende Feinde nährenden Landes und der Verfassung hindern. Daher wurden die H. nicht bloß bald der Religion und Verfassung ihrer Väter untreu, sondern sahen sich auch von den benachbarten Völkerstämmen von innen und außen öfters beunruhigt oder gar unterjocht. So wurden sie, nachdem sie von der Herrschaft Kuschan Rischataims, Königs von Me-

sopotamien, der sie acht Jahre lang als verächtliche Sklaven behandelte, befreit worden waren (Richt. 3, 8.) und von Eglon, König der Moabiter, der sich mit den Ammonitern und Amalekitern verbunden hatte, und andern Beduinen unterjocht worden waren, endlich von den Philistäern sogar ihrer Heiligthümer und Bundesurkunden beraubt und vierzig Jahre lang in der Sklaverei gehalten und der ganze Staat würde sich ohne Zweifel ganz aufgelöst haben, wenn nicht, außer der Gefahr selbst, theils die Eifersucht der fremden Stämme unter sich selbst, theils die Großthaten ausgezeichneter Patrioten die Verbindung der einzelnen Stämme erhalten und befestigt hätten. In diesem Heldenzeitalter der Israeliten nämlich, ungefähr gegen 400 Jahre umfassend, standen den Stämmen Oberhäupter unter dem Namen Richter vor, welche, wie besonders Simson 1150 v. Chr. durch ihren Heldenmuth, auch durch ihre Abenteuer den Feinden oft fürchterlich wurden und ihre Landsleute befreiten. Vgl. Buch d. Richter. Unter diesen leitete Samuel, ein Prophet im höchsten Sinne des Worts, eine sehr zeitgemäße und vortreffliche Reform der Gesetzgebung ein und gründete in den Prophetenschulen National-Akademieen. Auch Gad u. Nathan, in seine Fußstapfen tretend, zeichneten sich aus. Allein besorgend, daß das Richteramt erblich werden und an Samuels ungleiche Söhne gelangen möchte, und die Nothwendigkeit eines Anführers im Kriege fühlend, forderte die Nation nach dem Beispiele anderer Völker einen König. Samuel, in der Monarchie für Freiheit, Verfassung und Gesetz fürchtend, gab nur schwer nach und salbte, wiewohl weder mit unumschränkter Gewalt, noch allgemeiner Zustimmung, Saul 1095 v. Chr., der zwar mehrere Siege erfocht und allgemeine Anerkennung sich erwarb, aber mit Samuel zerfiel und dadurch seiner Familie die Königswürde verscherzte, indem derselbe 1063 v. Chr. David zum künftigen König salbte, der nach Sauls Tode, ob-

gleich anfangs von der Mehrzahl der Stämme, die Sauls Sohne, Isboſet, anhingen, nicht anerkannt, auch wirklich ſuccedirte und, obſchon nicht ohne Schwächen und oft beunruhigt, theils durch glänzende Siege über die Jebuſiter, Philiſtäer, Amalekiter, Edomiter, Moabiter, Ammoniter und das mächtige Zeba (Niſibis), theils durch kräftige Belebung des Handels und Eröffnung neuer Handelsverbindungen, beſonders mit Tyrus, theils durch die einflußreichſten Reformen der geſammten Kirchen- und Staatsverfaſſung, beſonders aber durch ſeine Bemühungen für allgemeine Cultur und Religioſität ſein Volk beglückte, aber auch zugleich den Grund zur künftigen Trennung und zum gänzlichen Verfall des Staates legte. Denn indem die Nation unter ſeiner und ſeines Sohnes Salomo Regierung den höchſten Culminationspunkt ihrer Macht und Blüthe erreichte und ihr goldenes Zeitalter lebte, ſo zog doch die allzugroße Pracht des Cultus zu ſehr zum Sinnlichen hin, die Einführung ausländiſcher Sitten und fremder Gebräuche verderbte den Nationalcharakter und die Sittlichkeit des Volkes zu ſehr, es fielen fortwährend zu viele unterjochte Völker wieder ab, es erzeugte ſich endlich unter der Eiferſucht der übrigen Stämme, beſonders Ephraims, auf den regierenden Stamm, ſo wie der Unzufriedenheit des mit Frohndienſten und Abgaben belaſteten Volks zu viel Zunder innerer Unruhen, als daß es möglich geweſen wäre, dieſen Höhepunkt lange zu behaupten, um ſo mehr, da Salomo, bei aller Regenten-Weisheit und Güte, ſpäter dieſen Gährungsproceß ſelbſt beförderte. Nachdem er als junger König nur durch Strenge den Thron behauptet, das Wohl und Anſehn ſeines Volkes vermehrt, die Reſidenz beſonders durch einen Tempel und Palaſt verſchönert den Handel und die Schifffahrt begründet und erweitert, den Glanz der Religionsübung erhöht, für allgemeine Cultur unermüdet gewirkt, kurz die Pläne ſeines Vaters im Geiſt deſſelben weiter ver-

folgt hatte, hatte er doch durch seinen Luxus und seine Prachtliebe, so wie durch seinen spätern Hang zu ausländischen Sitten die Unzufriedenheit seiner Unterthanen so sehr auf die Regierung geladen und zugleich die Constitution und Nationalität seines Volkes so wenig befestigt und gesichert, daß er zwar bis an sein Ende ruhig und noch unumschränkter als sein Vater herrschte, aber auch zugleich das Reich in einem Zustande hinterließ, welcher zum Ausbruche der völligen Spaltung reif war, und Jerobeam, der seinem Vater folgte, war so wenig im Stande, das drohende Ungewitter zu beschwören, daß vielmehr sein unkluges Benehmen gegen die um Minderung der Auflagen bittenden Abgeordneten 10 Stämme zum förmlichen Abfall brachte. Der hebräische Staat theilte sich nun in die Reiche Juda und Israel. Zu Israel gehörten die 10 Stämme: Ephraim, Dan, Simeon, Manasse, Isaschar, Sebulon, Asser, Naphtali, Gad und Ruben; die Haupt- und Residenzstadt war anfangs Sichem, dann Tirza, später Samaria. Zum Reiche Juda gehörten: die beiden Stämme Juda und Benjamin; die Hauptstadt war Jerusalem. Jedes Reich hatte seine eigenen Könige, nämlich Israel: Jerobeam I., Nadab, Baësa, Ela, Simri, Omri, Ahab, Ahasja, Joram, Jehu, Joahas, Joas, Jerobeam II., Sacharja, Sallum, Menahem, Pakaja, Pekah, Hosea; das Reich Juda: Rehabeam, Abija, Assa, Josaphat, Joram, Ahasja, Athalia, Joas, Amazia, Usia, Jotham, Athas, Hiskias. Die Geschichte des gänzlichen Verfalls des Reichs beschreibt 1. Kön. 12. Cap. ff. 2. Kön. 2. Chron. 10 ff. Obgleich Israel der größere und volkreichere Staat war, so war doch Juda durch den Besitz der alten Hauptstadt, des Tempels und des Priesterstandes wichtiger und erhielt sich, während ersterer, von meist schlechten Königen beherrscht, nicht viel über 250 Jahre bestand, fast 400 Jahre. Zwar verhinderte die Erklärung des Propheten Schemaja einen sogleich drohenden Bürger-

krieg, und Israel suchte der Religionsübung durch Anlegung eigener Heiligthümer zu Statten zu kommen, allein, wenn auch mehrere seiner Könige der Religion ihrer Väter treu blieben, so fehlte dem Volke doch ein Nationalheiligthum, und der ausländische Götzendienst mit allen Gräueln seiner Sittenlosigkeit mußte um so leichter Eingang finden, da überdies die monarchische Verfassung in Despotie ausartete und häufige Thronveränderungen und Ausrottungen der regierenden Familien erfolgten. Der gänzliche Untergang beider Reiche konnte aber um so weniger lange ausbleiben, da die Eifersucht zwischen denselben endlich in offene Fehde ausbrach und jede gemeinschaftliche Vertheidigung gegen äußere Feinde verhinderte, und so auch Juda dem unvermeidlichen Untergange um so mehr entgegenführte, da auch hier der Götzendienst eindrang und mehrere Könige, gegen den Rath der Propheten, welche den Staat moralisch zu erhalten suchten, verderblicher Fehler sich schuldig machten. Die Verkündigung der Propheten von dem bevorstehenden, nur durch Rückkehr zur Constitution ihrer Väter u. Besserung abzuwendenden Untergange der Reiche ging in traurige Erfüllung, als Israels Könige, seit 771 v. Chr. den aufblühenden Assyriern zinsbar gemacht, in einem Versuche, wieder unabhängig zu werden, von denselben unter dem Assyrer Salmanassar völlig vernichtet und die Einwohner theils in andere Länder Asiens, größtentheils jenseits des Euphrats, verpflanzt, theils mit den neuen Colonisten vermischt wurden. Die 10 Stämme, welche auf diese Weise weggeführt waren, verschwanden gänzlich mit der Zeit unter den Völkern, mit denen sie vermischt worden waren, und alle Vermuthungen, daß sie nach Amerika ausgewandert oder nach Ungarn, Schweden gekommen, daß sie in die Gothen übergegangen, daß sie noch in Madagascar vorhanden, oder unter den chinesischen od. den cochinchinesischen Juden oder gar in Otaheiti versteckt wären, haben sich als völlig

grundlos erwiesen. Nur in Isphahan trifft man Juden, die sich für vom Stamm Levi entsprossen ausgeben und hauptsächlich Glashandel treiben. Juda's Könige waren dagegen seit 677 vor Chr. bald babylonischer, bald ägyptischer Herrschaft unterworfen, und endlich wurde das Reich dem großen babylonisch-chaldäischen Staate als Provinz einverleibt und die Einwohner in die Gefangenschaft geführt. Nachdem die Hebräer 52 Jahre im Exil, im Allgemeinen unter nicht drückenden Verhältnissen, sich aufgehalten und, während einige ihres Volkes sogar zu Staatsämtern gelangten, in ihren Ansiedelungen einheimisch geworden waren, zerstörte der Perserkönig Kyros das chaldäisch-babylonische Reich und ertheilte 537 v. Chr. den unter seine Botmäßigkeit gekommenen Hebräern die Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland. Der größte Theil blieb zurück; nur 42,360 Männer mit ihren Familien, aus dem ehemaligen Reiche Juda, weshalb die Hebräer nach dem Exil Juden genannt wurden, zogen in zwei Karavanen unter Esra und Nehemia in das Land ihrer Väter ein, setzten sich anfänglich zu Jerusalem fest, nahmen bald die Provinzialstädte von Juda und Benjamin ein und gründeten, unter persischer Oberherrschaft, einen neuen, nach der Mosaischen Constitution sich gestaltenden, Hohepriester und Aelteste an seine Spitze stellenden Staat, in welchem sie, obwohl die Opfer mit Abgaben beschwert wurden, ziemlich ruhig lebten. Auch Jerusalem und der Tempel wurden, nach vergeblichem Widerspruche der von dem Tempelcultus ausgeschlossenen Samaritaner, wieder aufgebaut, unter Esra's und Nehemia's Leitung die Schriften Mosis, die Geschichtsbücher und Propheten gesammelt und die große Synagoge, zur Auslegung derselben, so wie einzelne Landessynagogen eingesetzt. Ob aber gleich durch die jährlichen Festreisen der Juden nach Jerusalem hier sich große Reichthümer anhäuften und der Stadt und dem Tempel einen nie gesehenen Glanz verliehen, die

Juden auch durch ihre Erwerbthätigkeit ihre Vorfahren weit hinter sich ließen, so konnte doch der Staat um so weniger sich wahrhaft begründen und erblühen, da nicht allein der Buchstabendienst grübelnder Schriftgelehrten die, ohnehin für die gegenwärtigen Verhältnisse untaugliche mosaische Constitution noch mehr entstellte, sondern auch der Staat selbst den gewaltigen Umwälzungen aller politischen Ordnung, sich nicht zu entziehen vermochte. Zwar blieb das Schicksal der Juden unter dem Eroberer des persischen Reichs, Alexander dem Großen, und den nach seinem Tode erfolgenden Kriegen zwischen seinen Feldherren insofern erträglich, als sie ihre Freundschaft erkaufen konnten und Ptolemäus von Aegypten den in seine Hände fallenden jüdischen Colonien sogar Vorrechte vor den Eingebornen ertheilte und viele Juden als Colonisten nach Aegypten, besonders nach Alexandrien zog; allein, als sich die Juden auf die Seite der syrischen Könige schlugen, wurden sie eine Beute derselben. Seleukos versuchte ihren Tempel zu plündern, und Antiochos IV. beschloß die Ausrottung ihrer Religion, deren Verfall die selbstsüchtige Politik ihrer Priester, besonders die Intriguen wegen der hohenpriesterlichen Würde, bereits herbeigeführt hatten. Zwar das Volk, festhaltend am Cultus seiner Väter, widersetzte sich, und als Antiochos eine Statue des Zeus im Tempel zur Verehrung aufstellen ließ, auch mehrere Juden bereits den Märtyrertod gestorben waren, trat Judas der Makkabäer an der Spitze einer bewaffneten Schaar, aus Judäa's Gebirgen hervor, schlug die Syrer und stellte in dem eroberten Jerusalem den alten Cultus wieder her. Er und seine beiden Brüder, Jonathan und Simon, vollendeten als hohe Priester das Werk der Befreiung, u. letzterer ward von seinem dankbaren Volke zum Fürsten erhoben, der seinem Sohne, Johannes Hyrkanos, das Reich unabhängig und durch Bündnisse mit den Römern gesichert übergab, welches dieser durch Siege über die Samariter und

Idumäer erweiterte, durch Einsetzung des hohen Rathes mit einer festen Verfassung beschenkte und, wie auch sein Sohn und Nachfolger, Judas Aristobulus, der die Königswürde annahm, u. Alexander Jannäos, des letztern Nachfolger, der Gaza eroberte, durch innere Cultur und Moralität erhob. Allein während dessen hatten sich die religiös-politischen Secten der Phariſäer, Sadducäer und Essäer gebildet und erstere beiden riefen Factionen herbei. Denn nach dem Tode der Königin Salome machten sich ihre Söhne, Hyrkanos und Aristobulos, die Krone streitig, und Pompejus, von letzterem zum Schiedsrichter ins Land gerufen, eroberte dasselbe für den schwächern Hyrkanos u. stürzte so den bisherigen jüdischen Staat. Jerusalems Mauern wurden niedergerissen, das Land als römische Provinz betrachtet und zinsbar gemacht und der Familie der Makkabäer (Hasmonäer) die Königswürde genommen. Hyrkanos ward Hoherpriester und Ethnarch, und da des Aristobulos Söhne durch neue Empörungen das Reich zu befreien versuchten, drängte sich mit falscher Freundschaft Antipater von Idumäa als römischer Procurator in Hyrkans Familie ein. Vergebens suchten Unzufriedene Antigonos, Aristobuls Sohn, mit Hülfe der Parther auf den Thron zu setzen. Kaum 5 Jahre vermochte er sich in Jerusalem zu behaupten, als ihn der fremde König Herodes, von den Römern unterstützt, verjagte und den letzten Makkabäer hinrichten ließ. Obgleich Herodes die Juden durch den prächtigen Tempelbau sich geneigt zu machen strebte, so ward er doch um seiner Grausamkeit willen und durch den Druck, welchen die Römer überhaupt über sie ausübten, gefürchtet und gehaßt. Und indem theils der Hof selbst Sittenlosigkeit verbreitete, theils der Gottesdienst in geist- und herzloses Ceremonien-Wesen immer mehr ausartete, reifte das Volk immer mehr einer offenen Empörung entgegen. Vergebens suchte Christus sein Volk durch eine gänzliche Reform der ausgearteten mosaischen

Religion und moralische Besserung vom völligen Untergange zu retten; so fest die Juden auch auf ihre Messianischen Weissagungen vertrauten, so verwarfen sie doch Christus, der dieselben erfüllte, weil sie von ihm andere Erwartungen hegten, als er befriedigen wollte, und die Vorhersagung Jesu von dem Untergange des jüdischen Volkes ging in schreckliche Erfüllung. Die Empörung, zu welcher die Juden unter den Plackereien der römischen Statthalter, die neben jüdischen Schattenfürsten das Land nun völlig als Provinz behandelten, immer mehr gereizt wurden, brach endlich unter dem Statthalter Gessius Florus 66 n. Chr. aus. Zwar gelang es dem Florus im Lande die Empörung niederzuschlagen; allein in der Hauptstadt Jerusalem dauerte sie fort, und nicht ohne vielen Verlust konnte er seinen Rückzug antreten. Da rückte unter Vespasian ein römisches Heer in Palästina ein, unterwarf Galiläa, verheerte Idumäa und belagerte unter Titus Anführung Jerusalem, welches von den hartbedrängten Juden bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigt, aber endlich, 70 J. n. Chr., mit Sturm erobert wurde. Vergebens suchte Titus den Tempel, der ein Raub der Flamme wurde, zu schonen; die Stadt wurde geschleift und, was von den Einwohnern nicht den Tod gefunden hatte, in die Sklaverei verkauft oder vertrieben und so der ganze Staat aufgelöst, um nicht wieder aufzublühen. Denn obschon die in den Gebirgen noch unbesiegten Juden, unter Trajans und Hadrians Regierung, unter welchen letzteren der berühmte falsche Messias Bar Kocheba, der sein Volk begeisterte, mehrere verzweiflungsvolle Empörungen versuchten; so trugen dieselben doch nur dazu bei, sie, wie ihre übrigen Landsleute, zu verderben. Aehnliches Schicksal hatte auch die Erhebung unter Antoninus Pius und andern Kaisern, und alle diese Versuche dienten nur dazu, die Zerstreuung der Juden in der Gefangenschaft allgemeiner zu machen. Zum Theil durch wohlgesinnte Herrn

frei gelassen, zum Theil durch schon früher in das Ausland gegangene Stamm- und Glaubensgenossen befreit, blieb den H., die kein Vaterland, keinen Boden mehr besaßen, dem sie ihren Lebensunterhalt hätten abgewinnen können, nichts übrig, als, wie die früher Ausgewanderten größtentheils auch schon gethan hatten, den Handel, das Leihen auf Pfänder und andere Finanzoperationen zum Gewerbe zu machen, und bald brachten sie, ihr Nationaltalent ausbildend, es hierin zu hoher Virtuosität, wie sie denn noch jetzt darin excelliren. Dabei hielten sie sich trotz ihrer Erniedrigung, noch immer für das auserwählte, begünstigte Volk Jehovahs, das dieser zwar für den Augenblick züchtige, doch nur, um es mit der Zeit desto herrlicher über alle Völker zu erheben, und beharrten, trotz Tod und Strafen, die ihnen, wenn sie bei ihrer Religion blieben, drohten, als vermeinte Märtyrer fest bei ihrem Glauben. Dieser Eifer für ihre Religion war auch Ursache der Stiftung eines Sanhedrins und Patriarchats zu Tiberias etwa unter dem Kaiser Nerva, mehrerer Akademien ebenda, zu Japhan und zu Lydda und eines ähnlichen Patriarchats zu Babylon. Die Patriarchen jener Zeit nennen die H. Fürsten und legen ihnen weit mehr Macht u. Ansehn bei, als sie wirklich besaßen. Indessen währten diese Patriarchate nicht lange, sondern das zu Tiberias ging schon 415, das zu Babylon 1038 ein. Unter diesen Patriarchaten wurden die heiligen Bücher der Juden, die von diesen fast für noch heiliger gehalten werden als das alte Testament, die Mischna, etwa um 150—170 n. Chr. vom Patriarchen Juda Hakkadosch und der jerusalemische (im Gegensatz des babylonischen so genannte) Talmud, etwa um d. J. 300 (n. And. 150 od. 230 n. Chr.), vom Rabbi Johanan gesammelt. Ersterer bestand in einer Sammlung absurder geschichts- und vernunftwidriger Traditionen, letzterer größtentheils aus einer eben so thörichten Auslegung und Zusätzen zu ersterem. Beide haben der hebräischen

Religion erst die verdrehte Gestalt gegeben, welche sie jetzt behauptet. Statt der alten einfachen, mit sich selbst, der Moral und Vernunft im Einklange stehenden Gesetze des alten Testaments, predigt der Talmud Lehren, die diesen schnurstracks widersprechen, erlaubt z. B. Betrug gegen Nichtjuden, während er in 248 Geboten und 365 Verboten die lächerlichsten Kleinigkeiten gebietet und verbietet. So ward die alte, einfache Religion der H., die freilich schon zu Christus Zeit viel von ihrer Würde eingebüßt hatte, zum verstockten Judaismus. Unter andern verweisen Mischna und Talmud noch immer auf einen künftigen Messias, der, mit weltlicher Macht begabt, die Juden zu dem ersten Volke der Welt machen werde, und gaben so zahlreichen Betrügern Gelegenheit, ihre leichtgläubigen Landsleute zu täuschen. So stand ein, wahrscheinlich wahnsinniger, falscher Messias zu Constantins Zeit in Kreta auf, führte seine Anhänger auf einen Felsen dicht am Meere, befahl ihnen hinabzuspringen, und ohne weiteres stürzten sich die Gläubigen ins Meer. Aehnliches wiederholte sich fast in allen Jahrhunderten und in allen Ländern. Anfangs war der Zustand der Juden unter den heidnischen Kaisern leidlich, man strafte nur offene Empörung und ließ die Ausübung ihrer Religion ruhig zu, ja begünstigte sie wohl selbst als Gegenpartei der heftig verfolgten Christen. Besonders schützten sie Commodus, Pertinax u. die späteren Kaiser Sept. Severus, Decius und Valerian, ja sie sollen zum Theil die Christenverfolgungen, die unter diesen Monarchen, so wie auch in Parthien Statt fanden, angestiftet haben. Julian erlaubte ihnen sogar den Wiederaufbau ihres Tempels in dem schon von Hadrian als **Aelia capitolina** wieder errichteten Jerusalem; doch verzehrten diesen die Flammen bald wieder. Als Constantin d. Gr. das Christenthum zur Staatsreligion im römischen Reiche gemacht hatte und dasselbe nach Julians Tode immer mehr sich ausbreitete, brach die Spannung zwi-

schen Christen und Juden oft, wie z. B. unter Justinian II. im nördlichen Griechenland in offenen Kampf und partielle Verfolgung durch die Geistlichkeit aus; indessen erstreckte sich keine dieser Verfolgungen der Juden durch das ganze Reich; doch nahmen Honorius, Arcadius und Justinian die zu ihren Gunsten gegebenen Gesetze nach und nach zurück. Indem die Juden während des Verfalls der Wissenschaften in Europa im Besitz einer gewissen Cultur blieben und sich Ansehn erwarben, zugleich aber auch des Handels sich bemächtigten und selbst bei den Großen sich früh schon durch kluge Finanzoperationen u. Vorstrecken von Geld unentbehrlich zu machen wußten, bestanden sie nicht bloß die Verwirrung der Völkerwanderung, in der das west-röm. Reich unterging, ohne Nachtheil für ihre Existenz, sondern trotzten auch gleichsam den Verfolgungen, welche besonders seit dem 7. Jahrh. von den Christen, deren Intoleranz und Religionseifer in ihnen die Urheber von Landplagen und öffentlichen Unglücksfällen erblickte, und die den Mördern des Heilandes kein Erbarmen schuldig zu seyn glaubten, über sie verhängt wurden. Vorzüglich erhob sich unter den Gothen in Spanien und unter den Franken in Gallien ein großer Bekehrungseifer gegen sie; sie mußten sich taufen lassen oder wurden gemißhandelt, geplündert, und zum Auswandern gezwungen. Die meisten duldeten ruhig das letztere; allein die Bekehrten oder ihre Nachkommen fielen, wenn der Sturm vorüber war, von dem Christenthume wieder ab und besuchten von Neuem die Synagoge. Ein Glück für sie war es, daß keine dieser Verfolgungsmaßregeln durch die ganze Christenheit durchgehend war, sondern daß, wenn man sie in dem einen Lande verfolgte, man sie in dem andern mit offenen Armen aufnahm. Als Muhammed im 7. Jahrh. seine Religion mit Hülfe eines jüdischen Rabbi und eines christlichen Mönchs stiftete, suchte er anfangs die Juden durch Milde für dieselbe zu gewinnen; als dies aber nicht

gelang, sie und die Christen und Heiden mit dem Schwerte zu Proselyten zu machen. Hierbei kamen die Juden im Orient, wo sie bis jetzt weniger gedrückt worden waren als im Occident und nur einige Mal, z. B. unter dem Partherkönig Sapor um 250, blutige Verfolgungen, um sie zum Parsismus zu bekehren, zu leiden, oft aber auch, wie unter der Königin Zenobia, die ihnen viele Synagogen bauen ließ, sich großer Begünstigungen zu erfreuen gehabt hatten, in harten Glaubensdrang. Als aber die ersten Stürme vorüber waren, bekamen sie unter dem Khalifen Almaozor mehr Freiheiten, und befanden sich unter den Muhammedanern besser als unter den Christen. Sie erhoben sich hier, besonders unter der Herrschaft der Mauren in Spanien selbst zu einem gewissen Grade von Wohlstand und Bildung, und sind noch jetzt unter den Muhammedanern geachteter als die Christen. Als die Kreuzzüge zu Ende des 10. Jahrh. begannen, wandte sich die ganze Volkswuth der Christenheit gegen sie. Man meinte, daß, bevor man in fernen Landen das heil. Grab erobere, man zu Hause die Nachkommen derer, die den Heiland gekreuzigt hätten, vertilgen müsse. Bald mußte eine Hostie, die ein Jude sich durch einen abtrünnigen Christen zu verschaffen gewußt, und die von ihm durchstochen, Blutstropfen habe fallen lassen, bald ein Christenkind, das ermordet gefunden wurde, und dessen Tod man nun gleich den Juden Schuld gab (obgleich nicht geläugnet werden kann, daß an mehreren Orten sich solche Leichname in der Behausung von Juden vorfanden, und diese [freilich auf der Folter] aussagten, daß sie jedes Jahr ein Christenkind zu schlachten pflegten, eine That, die bei dem Fanatismus und der Rohheit damaliger Zeit nicht unwahrscheinlich ist) den Vorwand nicht geben, bald sollten sie die Brunnen vergiftet oder Zauberei getrieben haben. Oft wehrten die Fürsten und Vornehmen diesen Judenverfolgungen mit Macht; oft ließen sie jedoch dieselben geschehen, oder

begünstigten sie sogar; denn da die Juden in damaliger Zeit fast im alleinigen Besitz des baaren Geldes waren und dasselbe zu unerhörten Zinsen den Vornehmen darliehen, so lag oft den Großen am meisten daran, durch den Tod oder die Verjagung der Juden ihrer Schuld auf einmal quitt zu werden; ja ein Concilium in Lyon verbot selbst den Fürsten, jemals die Schuldner, denen Juden Geld zu einem Kreuzzuge vorgestreckt hätten, zu Erstattung der Zinsen anzuhalten. Solche Verfolgungen wiederholten sich allenthalben. So fand eine Vertreibung der Juden unter Alfons III. aus Spanien, unter Philipp August aus Frankreich, 1020 aus England Statt, und bei der Krönung Richards I. fand hier eine neue Verfolgung Statt. Eben da ließ König Johann, um Geld zu erpressen, die reichsten Juden torquiren, und einer, dem schon 7 Zähne ausgerissen waren, bezahlte den 8. mit 1000 Mark. Ihr Zustand war, wo sie auch ungestört blieben, doch höchst drückend. So durften sie in Deutschland in den Städten, wo ihnen der Aufenthalt vergönnt war, nur eigene Straßen, die des Nachts verschlossen wurden, bewohnen (eine Einrichtung, die in Frankfurt u. a. Orten bis noch vor etwa 30 Jahren bestand), waren eben da und in Frankreich, wo sie wieder aufgenommen worden waren, dem Staatsoberhaupt leibeigen und hießen so in Deutschland des heil. röm. Reichs Kammerknechte, mußten außer 1 fl. rhein., den sie dem Kaiser jährlich Kopfgeld zahlten, den Vasallen, deren Gebiet sie passirten, gleich einem Stück Vieh, einen eigenen Judenschoß zahlen ꝛc. Unter Philipp V. wurden sie 1318 in Frankreich wiederum vertrieben, sie flohen nach der Lombardei. Es waren aber doch einige Unglückliche zurückgeblieben und hatten die Taufe dem Judenthume vorgezogen; allein auch diesen, oder ihren Kindern, wurden mittelst königl. Ordonnanz von Basville d. 4. April 1392 ihre geretteten Güter confiscirt. Die Noth macht aber erfinderisch. Daher erdachten die gedrängstigten Ju-

den die Wechselbriefe, mit denen sie ihr bedrohtes Vermögen schnell u. in einem kleinen Raume wegschaffen konnten. Nichts glich aber der Verfolgung an Grausamkeit, die 1348 u. 49 als die gräuliche Pest, der schwarze Tod, hervorbrach, und man den Juden Schuld gab, sie durch Vergiftung der Brunnen veranlaßt zu haben, sich gegen sie erhob. Man verfolgte sie mit Feuer und Schwert und vertrieb sie aus den Städten, wo sie noch geduldet worden waren. In dieser Noth flohen sie nach Polen, wo überhaupt ihr Eldorado ward. Sie hatten dort nicht nur 1264 und in Lithauen um dieselbe Zeit bedeutende Freiheiten erhalten, sondern König Kasimir II. gewährte 1358 seiner Geliebten, einer Jüdin, halber, ihnen Vorrechte, die die städtischen Gewerbe bedeutend beeinträchtigten, u. das Volk Israels strömte daher schaarenweise dahin. Nach dieser Verfolgung trat eine etwas ruhigere Zeit für die Juden ein, und selbst in Spanien siedelten sie sich wieder an und fanden durch Alfons den Großmüthigen von Aragonien Schutz. Doch 1492 vertrieb sie Ferdinand und Isabelle für immer aus dem Reiche, und beide bewogen auch den König von Portugal, Emanuel, dort Gleiches in seinem Reiche zu verordnen. Nur die H., die sich taufen ließen, durften auf der Halbinsel bleiben, und die Inquisition ward eingesetzt, um die heimlich noch dem jüdischen u. muhammedanischen Glauben (denn auch die Mauren waren vertrieben worden) Anhängenden zu verfolgen, und oft traf es sich, daß sie nach 4 oder mehr Generationen noch heimliche Juden, die im Aeußeren eifrige Katholiken waren, oder kathol. Priester entdeckten, die daneben zu Hause alle Vorschriften des Talmud befolgten. Es erschienen daher spätere Gesetze, die diese neuen Christen (so heißen diese Bekehrten noch jetzt in Spanien) von öffentlichen Aemtern ausschlossen und sonst beschränkten, und noch jetzt hüten sich reine Spanier sorgfältig, ihr Blut durch Heirath mit Abkömmlingen dieser Juden zu

mischen. Ueber 400,000 Juden wanderten aber zu Ende des 15. Jahrh. aus der pyrenäischen Halbinsel; die spanischen wandten sich größtentheils nach der Barbarei und Italien, die portugiesischen, zum Theil sich nach Guinea, wo, da diese Provinz 1318 noch nicht zu Frankreich, sondern zu England gehörte, das Verbannungsgesetz nicht gültig war und sie geduldet wurden, theils nach den Niederlanden, wo man noch vor Kurzem deutsche als die von Deutschland eingewanderten, und portugiesische Juden unterschied. Letztere zeichneten sich durch Redlichkeit und edlen Sinn sehr von den ersteren aus. Im 15., 16. und 17. Jahrh. wurde der Zustand der Juden immer besser, und die Verfolgungssucht verlor sich; sie wurden in Venedig, Rom, Piemont, Toscana geduldet, und wenn auch in einigen Gegenden, wie in Baiern (1454), in Kölln (1509), in Marburg um dieselbe Zeit die Juden vertrieben wurden, so geschah dies doch nicht mit der Rohheit der früheren Jahrhunderte. Dagegen wurden sie durch Herzog Heinrich Julius in die braunschweigischen Lande zugelassen, und auch in Hamburg und Altona nahm ihre Zahl bedeutend zu. Auch im Brandenburgischen fanden sie Eintritt, und mehrten sich dort sehr. 1650 hielten sie in Ungarn ein Concilium, auf dem ausgesprochen ward, daß der Messias noch nicht gekommen sey, sondern noch erwartet werde. Man hatte berechnet, daß er um das J. 1675 erscheinen werde. Und wirklich trat um diese Zeit ein gewisser Sabathai Sevi zu Aleppo auf, der sich für den Messias ausgab und viele Anhänger fand, die ihn besonders mit Geld unterstützten, und ihm und seiner Frau große Ehrfurcht bezeigten. Als ihn aber der Sultan durch die Drohung, ihm einen Wurfspieß in den Leib zu jagen, zur Annahme des Muhammedanismus nöthigte, später auch hinrichten ließ, schwand auch diese Täuschung. Im 18. Jahrh. begann man zuerst einzusehen, daß die Grundsätze des Rechts und der Menschlichkeit auch auf die Juden an-

zuwenden wären. Durch eine Parlamentsacte von 1753 wurden die Juden in England für fähig zur Naturalisation erklärt, diese Acte aber 1754 wegen zu großen Widerstandes des Volks zurückgenommen. Ob spätere Parlamentsacten dies den Juden nicht gestattet haben, wissen wir nicht gewiß, vermuthen es jedoch. Joseph II. that viel zur Verbesserung des Zustandes der Juden in Oesterreich; dort wurden auch jüdische Akademien zu Prag und Lemberg angelegt. Auch Fürth im Königreich Baiern erhielt eine ähnliche Akademie. Die franz. Revolution gab den Juden in Frankreich, wo sie sich im Stillen wieder verbreitet hatten, Bürgerrechte. 1806 berief Napoleon einen großen Sanhedrin, aus 100 der reichsten und angesehensten Juden Frankreichs bestehend, um über den Zustand der Juden zu berathen. Man erwartete Großes, der Sanhedrin ging aber ohne Resultat auseinander; doch erschien kurz darauf ein kaiserliches Decret, das verordnete, daß nur die Juden, die ein nützliches Gewerbe betrieben, als französische Bürger betrachtet werden sollten. Das neue Königreich Westfalen unternahm es zuerst, ein jüdisches Consistorium zu stiften. Jacobson war Präsident desselben. In Preußen waren die Juden, nach mehreren von Friedrich d. Gr. und dessen Vorfahren zu ihren Gunsten gegebenen Gesetzen, 1811 Staatsbürger geworden und nahmen, mit Ausnahme der H. im Großherzogthum Posen, wo, wenigstens vor einigen Jahren, dieselben noch ihre Militairpflichtigkeit mit einer Geldsumme abkauften, Theil an allen Staatslasten, selbst am Militairdienst. Sie zu fähigen Soldaten zu machen, war, nach einem ganz mißlungenen Versuche Josephs II., zuerst der Republik Frankreich gelungen. 1816 u. 1817 zeigte sich in Würzburg, Frankfurt und mehreren anderen Städten Süddeutschlands der Unwille des Volks über den die Gewerbe der Christen immer mehr beschränkenden Verkehr der Juden durch den Spottruf Hep Hep. Nur des Still-

schweigens der Behörden hätte es vielleicht bedurft, u. das 19. Jahrh. hätte eine Judenverfolgung nach Art des Mittelalters erblickt. 1817 erschien ein kaiserlich russischer Ukas für die Juden im russischen Reiche, welcher denen, die zum Christenthume übergehen wollten, große Vortheile sicherte; z. B. sollten sie eigene Niederlassungen unter dem Namen israelitische Christen bilden, unmittelbar unter einer vom Kaiser zu ernennenden Behörde zu Petersburg stehen, frei von allen Kriegsdiensten, von Einquartierung und 20 Jahre lang von allen Abgaben frei seyn; aller Gildezwang sollte sich nicht auf solche Neubekehrte beziehen dürfen ꝛc. Dabei ward untersagt, daß Juden künftig wie bisher Schenkwirthschaft und Schacher treiben dürften; diese Bestimmung ist aber neuerdings (wenn wir nicht irren 1826) größtentheils wieder zurückgenommen worden. Durch einen Ukas von 1827 sind die Juden in Rußland auch der Militairpflichtigkeit unterworfen. In Deutschland machte in den letzten 5 Jahren der Versuch der Einführung einer Reformation unter den bisherigen talmudisch-altgläubigen Juden Epoche. Er wurde zuerst in Hamburg gemacht. Der Gottesdienst wurde nach neuer Art in der Landessprache gehalten, und die Ceremonien waren vereinfacht; in Preußen wurde jedoch die Einführung dieser Verbesserung untersagt. Der Aufruf des amerikanischen Juden Mardochai Manuel Noah 1825 an seine Nation, wonach die Juden eine Stadt Ararat auf einer Insel des Niagarafluſſes in Neuyork gründen sollten, ward von den europäischen Juden, die Noah als Sammler von Beiträgen zu diesem Unternehmen genannt hatte, desavouirt. — Die hebräische Nation, wie sie jetzt besteht, ist gleichsam eine Reliquie aus längst vergangener Zeit. Unwirksam, trotz unzähligen Gefahren, Drohungen und Verfolgungen, ist die Weltgeschichte an ihr vorübergegangen, u. seit dem 2. Jahrh. n. Chr. ist sie im Ganzen unverändert geblieben. Wie damals ist sie noch jetzt in den mei-

sten Ländern in der bürgerlichen Gesellschaft zurückgesetzt, hält sich aber doch mit heimlichem Stolze für das auserwählte Volk Gottes, und harrt auf den Messias, der sie aus dem jetzigen drückenden Zustande erlöse und sie mächtig mache über alle andere Völker. Die gemeinen Juden befolgen blind noch alle Gebräuche, welche der Talmud und die Mischna vorschreiben, obgleich dieselben vieles Lächerliche und Thörichte und nur höchst wenig Erhebendes haben. Die gebildeteren Juden haben Vieles davon (z. B. den im Gesetz gebotenen Bart) abgelegt und sehen das Thörichte vieler andern Gebräuche ein; indessen machen sie dieselben mit, um der Mindergebildeten willen. In Gestalt und Physiognomie tragen die Juden bis auf unsere Zeit den Stempel der orientalischen Abkunft. Fast alle Männer haben glänzend schwarze (zuweilen rothe), oft an der Seite gelockte Haare, feurige schwarze Augen, eine weithervorstehende, oft gebogene Nase und ein hervorragendes, nach oben gebogenes Kinn (Judenkinn), eine magere Gestalt und einwärts gebogene Knie; ihr Gang ist kurz und eilig. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich dagegen durch ein rundes volles Gesicht, glänzende schwarze Auge und überhaupt durch Fülle aus; jedoch pflegen im Alter ebenfalls die Judenfrauen mager zu werden, und so tritt der nationelle Charakter des männlichen Geschlechts auch bei ihnen hervor. Eben so auffallend ist gewöhnlich auch der Dialekt, in dem die Juden die Landessprache sprechen. Am auffallendsten ist dies bei der deutschen Sprache, und man unterscheidet daher ein eigenes Judendeutsch. Der Hauptzug im jetzigen Nationalcharakter der Juden ist Eigennutz und Schlauheit; Geld- u. Habgier ist der Götze, dem sie mit Rastlosigkeit nachstreben, ihn zu erlangen scheuen sie keine Mühe, keine Arbeit, selbst meist keinen Betrug gegen Nichtjuden. Fast alle treiben bekanntlich jetzt Schacherhandel, oder was damit verwandt ist. Sie leben äußerst mäßig und eingezogen, ohne allen Luxus,

oft in schmuzigen stinkenden Löchern mehrere Familien zusammen, und geben, um die Mittel zu ihrer Subsistenz zu erwerben, die Waaren, auf deren Preis sie oft das Drei- und Vierfache vorgeschlagen haben, dem Kundigen mit einem so geringen Profite hin, daß es sich kaum der Mühe verlohnt, die Zeit mit Handeln verloren zu haben, prellen den des Handelns Nichtkundigen dagegen unerhört. Dabei wissen sie dem, der sich noch so sehr durch Aufmerksamkeit gesichert und den besten Handel gemacht zu haben meint, am Ende schlechte oder einen Fehler habende Waare in die Hand zu spielen, und am Ende ist der Käufer doch immer der angeführte Theil. Vor allen aber zieht das Metall die Juden mit magnetischer Kraft an, und es ist daher kein Geschäft, dem sie sich mit solcher Liebe widmen, als dem Wechsel- u. Banquiergeschäft. Auch Leihen auf Pfänder oder zu hohen Zinsen, oder auf Wechsel treiben sie und wagen, wenn sie bei letzterem nur ein Erkleckliches zu verdienen hoffen, selbst gern viel, u. haben eine wahre Virtuosität darin erlangt, dem Schuldner durch Prolongiren, Zinsrechnungen, Anrechnungen von mancherlei Schaden das Geld aus dem Beutel zu locken. Jüdische Zinsen sind daher zum Sprichwort geworden; auch ist oder war ihnen in vielen Staaten mehr Interessen (meist 6—8 Procent) als den Christen zu nehmen verstattet. Aus gleicher Ursache sind die Juden in Polen, Rußland und dem ganzen Orient die Zwischenhändler zwischen Kaufmann und Käufer, u. jeder Große hat dort einen Juden zum Factor, der ihm alle Einkäufe besorgt und in allen Geschäften den Unterhändler macht. Aus Geldgier lieben sie den Staatspapierhandel und besonders die Zeitkäufe vor Allem, und deshalb sind sie gewiß bei jeder Staatsanleihe interessirt. Im Glücksfalle haben sie die Aussicht auf ein großes Vermögen, während sie, wenn die Operation mißlingt, an einem andern Orte von Neuem ihr Geschäft beginnen. Natürlich kommen die Juden durch

ihr Schachergewerbe sehr oft mit Dieben in Berührung und die meisten sind, da sie einen Christen zu betrügen sich nicht zum Gewissen machen, offenbare Hehler derselben, wenigstens dürfte die Behauptung einiger Criminalisten, daß unter den in Deutschland lebenden Juden, wenigstens 10,000 Gehülfen und Hehler von Diebereien wären, nicht übertrieben seyn. Muß man nun diesen Egoismus, diese Verschmitztheit, diese Neigung zum Betruge, endlich dieses starre Hängen am Alten und Hergebrachten nur als höchst tadelnswürdig erkennen, so ist auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß die Christen durch die Verfolgungen und die Grausamkeit, mit der sie die Juden in eine peinliche und bängliche Lage versetzten, durch die Strenge, mit der sie dieselben vom Landbau, von Handwerken ꝛc. ausschlossen u. nur ihnen den Schacher als einziges Erwerbsmittel übrig ließen, die meiste Schuld an dieser Versunkenheit der jüdischen Nation tragen. Daß die H. die Einladung einzelner Regierungen, sich dem Feldbau, Handwerken ꝛc. zu widmen, jetzt von der Hand wiesen, lag in der Vorliebe jedes Menschen für sein Gewerbe; daß sie aber nicht unpassend zu andern Erwerben sind, beweisen mehrere Judencolonien in der Ukräne u. auch zerstreute einzelne ähnliche in Europa, die Ackerbau treiben. Daß Juden auch abstracter Reflexionen, wissenschaftlicher Forschungen fähig sind, beweis't das Beispiel Moses Mendelsohns, Spinoza's, Moses Kuh's, Friedländers u. a. Dichtergaben zeigte Michel Beer, Talent für Musik Moscheles und Mayer Beer, und daß die H. nch höherer Bildung streben, beweisen die zahlreichen ästhetischen Juden und Jüdinnen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Prag ꝛc., obgleich diesem Streben jetzt noch etwas Lächerliches beigemischt ist, das in der Erziehung u. der jetzigen Culturstufe der hebräischen Nation liegt. Nimmt der Staat sich künftig des Unterrichts der Juden mehr an als bisher, beaufsichtigt er dieselben genauer, so daß derselbe sich nicht mehr bloß

auf hebräisch Lesen und auf Auswendiglernen der Bücher Mosis und des Talmuds beschränken darf, schwinden die Schranken, die das Gesetz in einigen Ländern zwischen Juden und Christen errichtet hat, immer mehr, werden die H. durch milde Gesetze, nicht Zwangsmittel, zu andern Beschäftigungen geleitet, werden sie für fähig zu Aemtern erklärt, zum Kriegsdienst ꝛc. gezogen; so werden sie bald die Albernheit der Mischna und des Talmud einsehen und zur reinen Religion Mosis zurückkehren, der Nationalhaß der Christen wird schwinden u. die H. werden vereint und friedlich mit diesen leben. Wirklich zeigen sich die Zeichen hiervon schon in Frankreich, England und Holland, wo die Juden einen höhern Standpunkt in der Gesellschaft einnehmen u. daher größtentheils moralisch gebildeter sind, als bei uns. Auch die Karaiten, eine Secte die sich zeitig von den talmudischen Juden absonderte, nach dem alten Gesetze Mosis lebt und in Rußland und dem Orient verbreitet ist, beweisen dies, denn sie sind besser und geachteter als die andern Juden. Auch in Deutschland haben die Juden in den letzten 50 Jahren unläugbare Fortschritte gemacht. — Auffallend ist die Vermehrung der jüdischen Nation; die Ursache hiervon liegt zum Theil in ihrem Gesetze, zu heirathen, sobald sie eine Frau ernähren können. Kaum 2—3 Mill. mochte zur Zeit der größten Blüthe ihr Staat betragen, von diesen wurden unzählige (allein in Jerusalem 110,000) bei der Zerstörung des Reichs durch die Römer getödtet, und kaum 500,000 als Sklaven weggeführt, ihre Nachkommen litten allenthalben die grausamsten Verfolgungen, und dennoch beträgt jetzt ihre Zahl in der ganzen Welt gewiß über 8,000,000 Seelen. Klokkenbring schlug zwar ihre Zahl nur auf 5,000,000 an, rechnete jedoch auf Europa nur 1 Mill., und das ehemalige Polen allein besaß damals eine größere Zahl als diese. Andere, die 15 Mill.-Juden angenommen haben, haben sie wahrscheinlich überschätzt. Wir wollen

hier eine Berechnung der Juden geben, die 1817 mehrere öffentliche Blätter mittheilten, die aber erweislich bei weitem zu niedrig ist. Dort wurde die Bevölkerung von Juden angegeben: in Rußland und Polen (in Alt-Rußland sind nur sehr wenige) 402,800, in Krakau 2,500, in Oesterreich 415,000, in Preußen, ohne die Rheinprovinzen, 78,000, in dem übrigen Deutschland 68,500, in Dänemark 5,300, in England 25,000, in den Niederlanden 30,000, in Frankreich 60,000, in Italien 27,000, auf den ionischen Inseln 4,500, in der Türkei 60,000. Was manche Reisebeschreiber von den Juden gehörigen großen Reichen, z. B. in Ostindien, welches die Jerem. 35. erwähnten Rechabiten unter eigenen Fürsten inne haben sollen, oder am Flusse Sabbathion, wo die 10 Stämme Israels noch blühen sollen ꝛc., erzählen, beruht auf fabelhafter Uebertreibung. Selbst ob der jüdische Staat der Falaschas, d. h. der Eingewanderten, im Westen von Habesch, in welchem nach den Berichten neuerer Reisenden die größte Rohheit und Unwissenheit herrscht, von einiger politischen Bedeutung sey, ist höchst zweifelhaft. Die in Ostindien befindlichen schwarzen Nationen, welche hebräische Religion hegen sollen, haben dieselbe augenscheinlich nur angenommen, sind aber keine eingewanderten Juden. Die in den uns bekannten Ländern befindlichen jüdischen Colonien sind so wenig selbstständig, so daß keine Provinz vorhanden ist, welche ganz von Juden bewohnt wäre, und alle unter den Gesetzen des Staates stehen, in dem sie leben. Vgl. Beschneidung, Hochzeichtsgebräuche u. Todtenbestattung. Quellen: das alte und neue Testament, Josephos und mehrere Profanschriftsteller, ferner: »Spieker über die ehemalige und jetzige Lage der Juden in Deutschland,« Halle 1809. Jost, »Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Makkabäer bis auf unsere Tage.« 7 Bde. Berlin, 1820—1826 ꝛc. Sowohl die neuere als ältere Geschichte der Juden ist noch nicht genügend dargestellt.

Die meisten, wie Berruyer, Mahy, Holberg, Bastholm, Scherer, haben entweder nach alten Vorurtheilen und Hypothesen diese Geschichte behandelt, oder wie Herder 12 B. der Ideen, Bauer, de Wette u. a. bloß Vorarbeiten geliefert. Vgl. hierüber: Beck's Völker- und Weltgesch., 1813, 1. Thl. 1 Hälfte, S. 475 ff. 2) (Kirchengesch.), so v. w. Spinozisten. 3) so v. w. Ebräer.

Hebräische Literatur. Wie die Geschichte der Hebräer drei große Abschnitte bildet, so hat auch ihre Literatur drei Perioden, in der sie sich durch einen besondern Geist auszeichnete. Die erste Periode fällt in die Zeit der Selbstständigkeit des Volkes, und erstreckt sich von Moses bis zur Wegführung der Nation nach Oberasien. Moses († 1480?) (s. d. A.), der Urheber der hebräischen Nationalverfassung, war als Herrscher, Gesetzgeber, Dichter und Geschichtsammler Vorbild für die nachfolgenden Geschlechter. Die mit seinem Namen bezeichneten 5 Bücher sind dem größeren Theile des Stoffes nach uralt und dem Zeitalter seines herrlichen Waltens angehörig; einzelne Theile scheinen früher, die meisten unter Salomo, alle zu einem Ganzen nach Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft geordnet worden zu seyn. Sie sind theils geschichtlichen Inhalts, Zusammenstellung ehrwürdiger Sagen und Anknüpfung der Gegenwart an die Vergangenheit, nach einem auf religiöse Verherrlichung des hebräischen Namens wohlberechneten Plane; theils stellen sie die theokratische Verfassung dar und enthalten die, vermuthlich durch Nachträge vervollständigte Gesetzsammlung. Ansichten über göttliche und weltliche Dinge, politische Betrachtungen, helle Blicke in die Zukunft, Ergießungen tiefen Gefühls sind in sie niedergelegt. Die älteste Poesie der Hebräer war episch und feierte die Weltschöpfung und die Urgeschichte des Menschengeschlechts, mit unmittelbarer Beziehung auf die Anfänge der Nationalgeschichte; sie wurde von Moses gestaltet,

der auch für Lyrik die ersten Musik gab. Daneben bestand sinnvolle Belehrung in Sprüchen; worauf das epische Lehrgedicht sich ausbildete. Von Josua bis Samuel hatte lyrische Begeisterung eine kriegerische Richtung. David regelte die feierliche Tempelpoesie; unter seiner und Salomons (s. beide Art.) Regierung erreichte sie ihr goldenes Zeitalter; dann folgte die ernste vaterländische Poesie der Propheten. Eine reiche Sammlung lyrischer Gedichte, darunter auch mehrere Elegien, besitzen wir in den Psalmen (vgl. d. Art.). Die Werke, welche Salomon's Namen tragen, werden mit dieser Bezeichnung, wo nicht dem Zeitalter des kunstliebenden Königs, doch dem von demselben ausgegangenen und eine an seinen Glanz erinnernde fruchtbare Geistesthätigkeit anregende Kunststyle zugeeignet. Dahin gehören die Sprichwörter, ein Schatz patriarchalischer Lebensweisheit in sinnvollen Gnomen und Räthseln, woran morgenländische Volksbildung in ihrer Entwickelung so reich zu seyn pflegt; das Hohe Lied und der die Nichtigkeit des Irdischen nachdrücklich veranschaulichende Prediger. Eins der ältesten Werke im A. T. scheint Hiob zu seyn. Die den Hebräern eigenthümliche prophetische Poesie gestaltete sich während des Verfalls im Reiche Juda und Israel und greifet tief in den politisch-religiösen Zeitgeist ein. Sie bestrebet sich, die verirrte Mitwelt aus den Banden fremden Wahnes und sinnlicher Bethörung zu erlösen, vom Rande des Abgrundes auf die Wege des Herrn zurückzuführen, den frommen Sinn des Volkes und seiner Vorsteher zu verjüngen und zu erkräftigen; sie erinnert wehmüthig an bessere Vergangenheit und blicket vertrauensvoll in seligere Zukunft, züchtigt leichtfertige und verbrecherische Gottesvergessenheit, drohet mit unabwendbaren Strafgerichten des Höchsten und fordert feierlich-ernst zur Buße und Besserung auf. In vielen ihrer Darstellungen herrschet eine Allmacht der lebendigen Wahrheit, die für alle Zeiten gültig ist,

und nach Jahrtausenden noch die Gemüther ergreift und erschüttert, demüthigt und warnt, tröstet und aufrichtet. Die Propheten werden in die großen und kleinen eingetheilt. Jene sind: in Juda Jesaias (720), lyrisch feurig erhaben, fromm streng, menschlich milde; in die ihm beigelegte Orakelsammlung scheinen auch Aeußerungen Anderer aufgenommen worden zu seyn; der bilderreiche Ezechiel und der wehmüthige Jeremias (600). Unter den 12 kleinen Propheten wirkten in Israel: Obadja (900); Amos (870) und sein Zeitgenosse Micha; Hosea (890); dessen Zeitgenosse Jona; in Juda Joel (760); Nahum (650); Abacuc (650); Zephania (624); Haggai und Sacharja (500?); Malachai (440?). Eine jüngere Darstellung (160?) scheinen die Begebenheiten Daniels zu seyn (s. d. einzeln. Art. und Propheten). Die früheste Geschichte schloß sich an Kosmogonie an und bestand in Geschlechtsregistern und Familiensagen von beschränktem Umfange und schwankender Zeitbestimmung; durch Moses erhielt sie ihre festere religiös-politische Richtung, welche in den mosaischen Schriften unzweideutig ausgesprochen ist. Die spätere Geschichte scheint sich in priesterlichen Ueberlieferungen erhalten zu haben; der Stoff dieser Werke und zum Theil auch die in sie niedergelegten Ansichten sind alt und oft gleichzeitig; ihre äußere buchstäbliche Gestalt dürfte ihnen erst nach der babylonischen Gefangenschaft gegeben worden seyn. Die 2te Periode der hebr. Lit. umfaßt den Zeitraum der babylon. Gefangenschaft, der Rückkehr der Israeliten nach Palästina und ihrer Berührung mit den Griechen. An den Veränderungen ihrer religiösen Denkweise, an der Aufnahme neuer Ideen, die besonders auf Metaphysik und auf hyperphysische Wesen, von denen früher die Juden keine Vorstellungen hatten, und die aus dem theologischen Systeme ihrer Ueberwinder entlehnt waren, Bezug hatten, erkennt man den Einfluß, den asiatische Philosopheme und Geistesbildung auf ihre

Literatur ausübten. Daniel ist in seinen Prophezeiungen der Hauptrepräsentant dieses literärischen Zeitabschnittes, er redet in Bildern und Allegorien. Bemerkenswürdig ist noch die Geschichte der Esther; sie hat für die Erkennung und Erforschung der Gebräuche und Sitten, vorzüglich am assyrischen Hofe, Werth. Das Buch Tobias ist sehr lehrreich und verdient um so mehr Beachtung, als es einen neuen Beweis liefert, daß der Kreis der religiösen Vorstellungen der Juden sich bedeutend verändert habe; in ihm findet sich die erste deutliche Spur der Idee von bösen Geistern. Wichtiger wurde für die jüdische Literatur die Rückkehr des Volkes nach seinem Vaterlande (336) und die Wiederherstellung des Mosaismus. Esra bildete ein Collegium von 120 gelehrten Juden, dem er den Auftrag gab, die alten National-Werke zu sammeln. Er wollte hierdurch dem Volke einen festen Religionskanon geben, und eine Quelle eröffnen, aus der die Priester stets die reinen Lehren des mosaischen Monotheismus schöpfen könnten. Sein Nachfolger Nehemia suchte diese Absicht durch Errichtung einer Tempelbibliothek noch vollständiger zu erreichen. Mit größerer bildenden Kraft, als die Ober-Asiaten, wirkte der mit Alexander dem Großen zunehmende Verkehr der Juden mit den Griechen auf das religiöse und geistige Leben der Erstern. Die vorhandenen jüdischen Schriftwerke jenes Zeitraumes sind in griechischer Sprache abgefaßt; die hebr. Urschriften palästl. Juden sind von griech. Uebersetzungen verdrängt worden. Als eine der wichtigsten literarischen Erscheinungen ist die, unter dem Namen der Septuaginta bekannte, griechische Uebersetzung des A. Test., die älteste und angesehenste unter mehrern vorhandenen zu betrachten. Sie wurde zu verschiedenen Zeiten (235—130?), in Alexandria, zuerst auf Veranlassung des Königs Ptolemäus Philadelphus, von ägyptischen Juden verfertigt, wahrscheinlich nicht ohne Genehmigung und Mitwirkung des hohen Raths in Jerusalem

(vgl. d. Art. Bibel). Die, an wichtigen Abweichungen reiche, bisweilen willkürliche samaritanische Recension des Pentateuchs scheint in dieser Zeit überarbeitet und in ihre heutige Gestalt gebracht worden zu seyn. Zweifelhaft ist, ob schon jetzt mit umschreibenden Uebersetzungen der kanon. Bücher in das Chaldäische, den Tragumim, der Anfang gemacht worden sey; das Bedürfniß derselben läßt sich kaum bezweifeln, da die Landessprache der Juden nicht mehr hebräisch, sondern syrisch-chaldäisch war; aber von den uns erhaltenen Werken dieser Art scheinen auch die ältesten in spätere Zeit zu gehören. Die jetzt erschienen Schriften lassen sich ihrem Inhalte nach in folgende Klassen eintheilen: 1) sittliche, die von Jesus Sirach in Aegypten (140) aus dem Hebräischen seines Großvaters in das Griechische übersetzten, sinnvollen, kräftigen, für alle Zeitalter beherzigenswerthen Sittensprüche und kurzen Betrachtungen und Lebensvorschriften; das freisinnig-kühne Buch der Weisheit (100?) in neu philosophischem Tone; das elegisch-didaktische B. Baruchs. 2) Geschichtsbücher, die beiden Bücher des Pseudo-Esras (250?), reich an glaubwürdigen Nachrichten; 1. Buch der Makkabäer (n. 161), treu und gehaltvoll; 2. Buch der Makkab. (n. 135) unterscheidet sich durch rednerischen Schmuck, enthält manche unverbürgte Ueberlieferung und nicht wenige Uebertreibungen; das B. Judith, das B. Esther und das 3. B. der Makkab., aus ungewissem Zeitalter, theilen Sagen mit. 3) Lehrreiche und für den alten wahren Glauben begeisternde Dichtungen: die Geschichte des Tobias; die Gesch. der Susanna; die Erzählung vom Bel und Drachen zu Babylon; Gesänge und Gebete scheinen gegen Ende dieses Zeitraums verfaßt zu seyn. Der dritte Zeitraum umfaßt die Verbindung der Hebräer mit den Römern, ihre Unterjochung, Vernichtung als Nation und ihre Zerstreuung unter alle Völker des Erdbodens. Ihre Literatur nahm in dieser Periode mehr einen kritischen Charak-

ter an, und beschäftigte sich vorzüglich mit Erklärung und Erläuterung der alten Nationalbücher, Lehren, Gesetze und Meinungen, die ihnen als Erbschaft von den Vätern überliefert worden waren. Dies Streben wurde durch die Bekanntschaft, welche sie mit den religiösen und philos. Systemen und Ansichten der andern asiatischen Völker in ihrer Gefangenschaft machten, angeregt; nicht weniger trug hierzu die griechische Literatur bei, die ihnen unter den syrischen Königen und durch den Aufenthalt vieler Juden in Alexandria nahe gebracht wurde. Einmal mit diesen bekannt, konnte ihnen das Uebergewicht des Platonismus, und der aus ihm hervorgegangenen Tochter, der eklektischen Philosophie, nicht entgehen. Wie der Platonismus in Griechenland sich angelegen seyn ließ, den groben religiösen Vorstellungen und vernunftlosen Mythen der Götter einen edlern Sinn unterzulegen und sie allegorisch zu deuten: so regte er auch bei den Hebräern diesen Geist auf, und verursachte die Entstehung und Ausbildung der allegorischen Auslegung der heil. Schriften; indem sich der bessere Kopf und der kritische Vernunftgeist, die durch die geistige Anregung der griechischen Literatur aus dem alten dogmatischen Schlummer aufgerüttelt wurden, Mühe gaben, die Lehren und Aussprüche der alten Bücher mit den neuen philosophischen Vorstellungen und den Anforderungen das Bedürfniß nach höherer Vernunftbildung in Einklang zu bringen. So war die Bahn gebrochen zu einer theoretisch-mystischen Philosophie, für welche sich schon im vorigen Zeitraume durch Wort- und Buchstabenspiele einiger Stoff gesammelt hatte; jetzt pflanzte sie sich auch auf längere Zeit mündlich fort und gewann Vertrauen, ehe sie zum System reifte und in Schriften überging. Dieses System, die Cabbala, stützte sich auf die Emanationslehre von der stufenweis, in 10 Sephirot, bewirkten Entwickelung aller Dinge aus dem göttlichen Urwesen, und hatte einen theoretisch-magischen Charakter, der mannich-

fache Verwirrungen der Vernunft begünstigte. Dem durch seine Verbindung mit Bar-Kocheba und durch die ihm deshalb zuerkannte schauderhafte Todesstrafe bekannte R. Akiba (st. 120) wird das älteste kabbalistische Buch Jezirah, reich an Buchstaben- und Zahlendeutungen und von spätern Bearbeitern viel verfälscht, beigelegt. Uebersetzungen und chaldäische Umschreibungen der Religionsbücher, deren vormasorethischer Text zum Theil daraus zu erheben ist, erscheinen in nicht geringer Anzahl. Jonathan ben Usiel (90?) übersetzte die Propheten und Joseph der Blinde die Hagiographa. Es sind noch vorhanden des Pseudo-Jonathan Targum über den Pentateuch und ein jerusal. Targum über denselben, ein Targum über die fünf Megilloth, drei Targum vom Buch Esther und eins über die Chronik. Der vorzüglichste chaldäische Umschreiber oder vielmehr Uebersetzer ist Onkelos (120??), welcher freisinnig und mit Einsicht gearbeitet und den Sinn der Urschrift möglichst treu in reiner Sprache wiedergegeben hat. Exegetisch-kritische, grammatische und paläographische Bemerkungen, welche gelehrte Rabbinen, seit Rabbi Hillel (st. 10) über die heiligen Bücher gemacht hatten, pflanzten sich durch mündliche Ueberlieferung fort und wurden Masora genannt; ihre beträchtlichste Vermehrung erfolgte zwischen dem 3ten und 6ten Jahrhundert, in welchem sie auf der hohen Schule zu Tiberias gesammelt, aber nicht geschlossen wurde; der Vorrath wuchs fortwährend und nach dem in Handschriften davon gemachten Gebrauche wurde zwischen großer und kleiner Masora unterschieden; erst im 6ten Jahrhundert erfolgte die Anordnung dieser chaotischen Sammlung durch Rabbi Jakob ben Chajim. Die gelehrten Satzungen, Erläuterungen, zum Theil polemische nähere Bestimmungen, die religiös geordnete Volksgewohnheiten und Lebensverhältnisse betreffen, vermehrten sich in den beiden ersten Jahrhunderten beträchtlich, und bei dem Werthe, welchen Gläubige auf die

Aussprüche älterer berühmter Lehrer legten, wurde es bald dringendes Bedürfniß, dieselben zu sammeln und zu ordnen. Solche Sammlungen veranstalteten die hohen Schulen zu Jerusalem und zu Tiberias; sie führen den Namen Mischna, das zweite Gesetz. Auch dieses erhielt neue, dasselbe berichtigende, erweiternde, beschränkende Erläuterungen und Zusätze, welche ebenfalls gesammelt und Gemara benannt wurden. Die jerusalemische Mischna wurde von Rabbi Juda Hakkadosch aus Sepphoris (st. nach 200) in 6 Theilen gesammelt. Die jerusalemische Gemara trug Juda's Schüler, Rabbi Jochanan ben Elisser (st. 279), mit Hülfe zweier Rabbinen zusammen. Beide, die Mischna und Gemara, machen den Talmud von Jerusalem aus, welcher späterhin (um 300) unterzeichnet und als gesetzlich verbindlich anerkannt wurde. Er enthält nebst vielen abenteuerlichen Grillen und kleinlichen Bestimmungen der Handlungsweise in allen Verhältnissen des Lebens, durch welche die gesellschaftliche Fortbildung und sittlich freie Veredlung der Juden gehemmt worden ist, einen, noch wenig benutzten großen Schatz von großartigen Gedanken und sinnbildlichen Belehrungen, alten Sagen und alterthümlichen und geschichtlichen Nachrichten. Die babylonische Mischna beziehet sich größeren Theils auf die von Juden außerhalb Palästina's zu beobachtenden Verordnungen und hat demnach einen, für allgemeiner eingetretene Verhältnisse des in allen Welttheilen zerstreuten und vom Verkehr mit Nicht-Juden lebenden Volkes entscheidenden Werth; sie wurde (nach 300) zu Tiberias gesammelt. Die dazu gehörige Gamara wurde um (400?) von Rabbi Ascher und nach diesem von Rabbi Joseph zusammengetragen. Beide, den babylonischen Talmud bildend, wurde ebenfalls um (500?) für gesetzlich verbindlich erklärt. s. Rabbinische Sprache und Literatur.

Hebräische Sprache. 1) Die althebr. Spr. ist ent-

weder die Sprache der unter Abraham in Kanaan eingewanderten Hebräer, oder, und wahrscheinlicher, die der Kanaaniter und Phönikier, die Hebräer in Palästina antrafen, also ein Zweig des semitischen Sprachstammes und früher ausgebildet, als die ihr durch gleichen Ursprung verwandten aramäischen Dialekte (Chaldäisch und Syrisch) und die noch lebende arabische Sprache. Vom Zustand der h. Spr. bis Moses ist nichts bekannt, als daß einige Wörter aus dem Aegyptischen aufgenommen worden (z. B. Pharaon, Mo-uschi [Moses]). Das älteste Denkmal ist der Pentateuch (aber, in seiner jetzigen Gestalt, wahrscheinlich erst aus dem Zeitalter der Könige). Daher kann man für die h. S., in so fern wir sie kennen, nur 2 Perioden annehmen: 1. Periode, von David bis zum babylonischen Exil, das goldene Zeitalter der h. Spr. Die frühern Schriften dieser Periode (Hosea, Micha, Josua) sind im Styl kürzer, kühner, schwerer, als die spätern (z. B. Jeremias). b) 2. Periode. Die Sprache ist der aus dem Exil mitgebrachten ostaramäischen und syrisch-chaldäischen ähnlicher. — Das Althebräische wurde nun Schriftsprache und blieb es bis auf die Makkabäer. Nach diesen zeigt die Büchersprache viel Syrisches und Chaldäisches, d. h. aus der Volkssprache Entnommenes, auch viele persische Wörter (Talmudische Sprache genannt, weil der Talmud in dieser Sprache geschrieben ist). Seit 400 n. Chr. ward die h. Spr. todte Büchersprache. Als die Juden, nach dem Untergange ihres Staates, sich unter andere Völker zerstreuten, bequemten sie sich zum Theil nach den Landessprachen, und hieraus ging die neuhebräische Sprache hervor. — Die Hebräer kannten 3 verschiedene Schriftarten: a) die jetzt gewöhnliche chaldäische und babylonische Quadratschrift; b) die auf Münzen, der phönizischen und samaritanischen sehr ähnlich; c) die samaritanische, worin der samaritanische Pentateuch geschrieben, verkünstelte hebr. Schriftzeichen.

Diese haben nun entweder neben einander bestanden, die Quadratschrift als heilige, die Münzschrift als profane (wie bei den Aegyptiern Hieroglyphen und Buchstaben), oder wahrscheinlicher, die Münzschrift war die ältere, die, nach dem Exil, von jener verdrängt wurde. Zur Zeit der siebenzig Dolmetscher (250 v. Chr.) war die Quadratschrift die einzig übliche. Vokale und diakritische Zeichen (Unterscheidungszeichen) wurden wohl erst im 6. oder 7. Jahrh. n. Chr. beigefügt. Auch die Accente sind wohl nicht älter. Was die Wortabtheilung betrifft, so kannten die Hebräer nur eine Abtheilung der größern Sätze; die Wörter waren in einen Satz verbunden. Geschrieben wurde das H., wie alle morgenländische Sprachen, von jeher von der Rechten zur Linken. Ueber die Schreibmaterialien s. unt. Schrift. — Der Bau der h. S. ist sehr einfach. Sie hat nur 3 Redetheile, Zeitwörter, Substantiva und Partikeln, wovon die ersten die Stammwörter von den übrigen sind. Jedes derselben besteht nur aus 3 Wurzelbuchstaben; jedes kann durch 7 Conjugationen so flectirt werden, daß es allemal seine Bedeutung verändert, wodurch über 50,000 Zeitwörter gebildet werden können; aus jedem Wurzelworte können gegen 40 Hauptwörter gebildet werden; so kann die h. S., bei den einfachsten Grundsätzen, eine der reichsten Sprachen seyn. Die Aussprache der h. S., als einer längst todten, ist nicht ganz sicher zu bestimmen; doch haben, besonders die neuern Sprachforscher Vieles ziemlich genau erörtert. Ueber das Studium der h. S. s. unt. Hebräische Literatur. Von hebräischen Grammatiken nennen wir, mit Uebergehung der ältern, z. B. von Denn, die von Michaelis, Schröder, Hezel, Hasse, Jahn, Wezel, Vater, Weckherlin, Dereser, Gesenius. Lexica: v. Simon, Moser, Schulz, Gesenius. Vgl. Clemm, »Krit. Gesch. der hebr. Spr.,« Heilbr. 1754; Hezel, »Gesch. der hebr. Spr. und Lit.,« Halle 1776; Gesenius, »Krit. Geschichte der hebr. Spr.

und Schrift,« Leipzig 1815. 2) Neuhebräische Sprache, s. Rabbinische Sprache und Literatur.

Hebriden oder Westliche Inseln, eine an der Westseite von Schottland gelegene Gruppe von ungefähr 300 Inseln (nach Mac-Culloch: 1020 von Man bis St. Kilda). Bewohnt sind nur einige 40 von 60,000 Hochschotten, die Sinn für Dicht- und Tonkunst haben. Die vornehmsten sind Sky (800 QM. mit 20,000 Einw.), Ila mit 8000, Mull mit 8000 E.; am merkwürdigsten ist die kleine Insel Staffa. Sie liefern Metalle, Marmor, Thon ꝛc., haben Schafzucht und Fischerei. Vögel von mancherlei Art nisten in den schwer ersteiglichen Klippen der Inseln, unter welchen sich viele Adler und Solangänse finden, deren Eier und Federn von den Einwohnern mit großer Gefahr aufgesucht werden. Der Getreidebau gedeiht an wenig Orten, besser die Viehzucht. Aus dem Seegras bereitet man Soda zum Gebrauch der engl. Glasfabriken. Die Lage der Einwohner ist unglücklich, denn der größte Theil des Bodens ist das Eigenthum schottischer Stammhäupter, deren Pächter den armen Landmann bedrücken. Er muß schwere Frohndienste thun, kann nach Willkühr vertrieben werden, und lebt fast ohne Eigenthum mit dem wenigen Vieh, das er zum Landbau unumgänglich nöthig hat. Nur die persönliche Freiheit bleibt ihm, und diese ist von den Wohlhabendern zu Auswanderung nach Amerika benutzt worden. Einige Gutsherren aber, welche selbst auf ihren Gütern leben, haben jene Härte gemildert. (s. Mac-Culloch's »Descript. of the western Islands of Scotl.,« London 1819, 2 Thle., m. Kpfn.) — Die Neuen Hebriden sind eine Gruppe von zwölf großen und mehreren kleinen Inseln in Australien. Sie wurden 1606 von Quiros entdeckt; dieser gab ihnen den Namen del Espiritu santo, der auch der größeren geblieben ist. Bougainville nannte sie die großen Cykladen, und durch

Cook erhielten sie endlich (1774) den Namen neue Hebriden. Die Einwohner gehören zu der Negerrasse, sind schmächtig und klein, fast wie die Neu-Holländer; auffallend ist der Schädel an der Stirn zurückgebogen oder eingedrückt. Sie gehen fast ganz nackt, werden aber als gutmüthig, gastfrei und als redlicher, denn die meisten Bewohner des australischen Archipels geschildert; auch sind sie thätig und zeigen viel Fassungskraft. Sie leben fast ganz von Vegetabilien, die sie anbauen, und zeigen Geschick zum Fischfange.

Hebron (alt. Geogr.), eine der größten Städte Palästina's, die man zu gleicher Zeit für eine der ältesten der Erde hielt, indem sie nach der Bibel (4. Mos. 13, 25.) älter als Zoan in Aegypten seyn sollte und schon in der Geschichte Abrahams vorkommt, der in ihrer Nachbarschaft beerdigt wurde. Bei der Eroberung Palästina's wurde H., das damals eigne Häuptlinge hatte, eine Besitzung des Hauses Kaleb (Richt. 1, 20.), dann eine Leviten- und eine der 6 Freistädte der Israeliten; David hielt während der ersten 7 Jahre seiner Regierung da sein Hoflager, während der babylonischen Gefangenschaft setzten sich darin die Idumäer fest, die jedoch Judas der Makkabäer (1. Makk. 5, 65.) wieder verjagte. Die Römer zerstörten sie unter Vespasian; sie wurde zwar wieder aufgebauet, aber nicht auf dem Berge, worauf sie sonst gestanden hatte, sondern unter demselben, konnte auch nie wieder zu ihrem vorigen Glanze gelangen. Jetzt Hlalil oder Kalil.

Hedan, Herzoge von Thüringen, 1) Ruodi's (Rudolfs) Sohn und Nachfolger, Bilichilds Gemahl. 2) H. der Jüngere, Goßberts Sohn und Nachfolger, herrschte theils durch willkührliche Hinrichtungen, theils durch schlechte Anführung, wodurch viele thüringische Große in Gefangenschaft der Feinde geriethen, so verderblich, daß sich der

übrige Theil des Volks der Botmäßigkeit der Sachsen unterwarf und sein Sohn Thuringus (Döring) nicht zum Herzogthum gelangte.

Hedemarken (Opladen), 1) norwegisches Amt im Stifte Aggerhuus; 96 QM. groß, mit 61,200 Ew., ist in 3 Voigteien: Dudalen, Oesterdalen und Hedemarken, getheilt. 2) Voigtei in diesem Amte, der südwestliche Theil desselben, 23½ norwegische QM. groß, mit 23,200 E.; ist meist eben und fruchtbar an Getreide, Kartoffeln, Flachs und Hanf. In der Voigtei der Landsee Mjösen, der größte in Norwegen.

Hederich (Benjamin), geb. zu Geithain im Meißnischen 1675, Rector zu Großenhayn; st. 1748 und hinterließ viele Schriften, von denen noch im Gedächtniß: »Lexicon manuale graecum,« Leipzig 1722, 8., auch von Sam. Patrick herausgegeben, London 1727, 4., und von J. A. Ernesti, Leipzig 1767, 8., u. v. a.

Hedlinger (Johann Karl), ein geschickter schweizerischer Zeichner und Medailleur, geb. zu Schwyz 1691. Schon in früher Jugend gab sich sein Talent zum Graviren kund. Auf seine Bitten bewog sein Vater den Vorsteher der Münze in Sitten, Crauer, dem Knaben die Handgriffe zu lehren. Hedlinger machte große Fortschritte und erlernte eben so leicht das Goldschmiedhandwerk. Nach einiger Zeit wurde ihm von seinem Lehrer die öffentliche Münze zu Mömpelgard übertragen, wodurch er mit dem berühmten St. Urbain in Bekanntschaft gerieth. Bald darauf ging Hedlinger nach Paris (1717) und vervollkommnete sich unter Roëttiers und de Launay. Roëttiers übertrug ihm Arbeiten, welche Hedlinger mit solchem Glücke ausführte, daß sie die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zogen. Damals befand sich Baron Görz in Aufträgen Karls XII. in Paris, um, außer andern Zwecken, auch Künstler auszuwählen, die für Schweden sich gewinnen ließen. H. nahm seine Anträge an, und die erste Probe

seiner Geschicklichkeit, die er von Stockholm aus dem König, der damals in Norwegen war, überreichen ließ, gefiel so, daß er unter Bedingungen, die er selbst festsetzen durfte, die Stelle eines Münzdirectors erhielt. Bald darauf fiel Karl XII. bei Friedrichshall, und H. ehrte des Helden Andenken durch Werke seiner Kunst. Das Wohlwollen Karls erbte fort auf dessen Nachfolger. Er lehnte daher die günstigsten Anträge ab, in Peters des Großen Dienste zu treten. Nur nach Italien machte er 1726 eine Reise, und fand dort als Mensch und Künstler eine ausgezeichnete Aufnahme. Benedict XIII. ertheilte ihm für eine Schaumünze, die er ihm überreichte, den Christenorden. Nach seiner Rückkehr wiederholte die Königin Anna die Einladung, nach Petersburg zu kommen, auf eine so dringende Art, daß H. endlich mit Genehmigung seines Hofs 1735 auf zwei Jahre nach Petersburg ging, von wo er mit Ehren überhäuft nach Stockholm zurückkehrte. 1741 reiste er in sein Vaterland, heirathete daselbst, kehrte zwar zu wiederholten Malen nach Schweden zurück, wo ihn 1744 die Akademie unter ihre Mitglieder aufnahm und der König mit neuen Würden beehrte, verließ es aber, von Heimweh getrieben, 1745 für immer. Von den ersten Höfen kamen fortwährend neue Anträge an H.; aber er wollte entweder Schweden angehören, oder der Schweiz. Bei seiner letzten Reise aus Schweden verlor er seine Habe, die sich auf einem andern Schiffe befand, durch Schiffbruch, dessen Folgen nur durch des Königs von Schweden Gnade für ihn weniger empfindlich wurden. Thätig und still lebte H. von nun an in Schwyz, wo er in dem Umgang einer Tochter Trost für den Verlust einer Gattin fand, die er, wie fast Alles, was ihm lieb war, durch sehr gesuchte Medaillen geehrt hat. Er starb 1771. Seine Arbeiten zeichnen sich durch Einfachheit, Richtigkeit der Zeichnung und eine Weichheit aus, die doch der Bestimmtheit keinen Eintrag thut. Sie

sind meist sehr glücklich erfunden. Gelehrte Freunde gaben ihm die kurzen, oft witzigen und geistreichen Inschriften an, welche den Werth dieser Schaumünzen so sehr erhöhen. Eine mit dem schwed. Worte lagom (Uebersetz. des Horazischen modus in rebus) hat viel zu rathen gegeben, weil H. es mit griech. Lettern geschrieben hatte. Jetzt würde die Münze schwerlich für alt angesehen werden, wie zur Zeit ihrer Erscheinung. Denn im Allgemeinen bemerkt man an H.'s Arbeiten mehr Streben nach Eleganz und Studium franz. Muster, als der Antike. Ein Prachtwerk von Chr. v. Mechel (»Oeuvres du Chevalier Hedlinger ou recueil des médailles de ce célèbre artiste,« Fol., Basel 1775) gibt von ihnen elegante Abbildungen und eine wohlverdiente Lobrede auf den wackern Künstler.

Hedschra, s. Hegira.

Hedwig (von ed, hed, vortrefflich, glücklich, und wic, siegreich, oder nach Luther, von Hatto, Vater, und Wick, Zuflucht), ursprünglich männlicher und weiblicher Name: der (die) glückliche Sieger (Siegerin) (nach Luther: des Vaters Zuflucht); nach Beneken: die feurige Vertheidigerin. 1) Tochter des Herzogs Heinrich von Baiern, lebte in der 2. Hälfte des 10. Jahrh.; war anfangs mit dem griechischen Kaiser Constantin versprochen, ward aber, noch sehr jung, mit Burkard, Herzog von Schwaben, vermählt. Früh Witwe geworden, führte sie die Zügel der Regierung mit fester Hand und wußte ihr Recht sogar gegen die Anmaßungen der Geistlichen zu behaupten. 2) (St.), Herzogin von Schlesien und Oberregentin von Polen, Tochter Bertholds IV., Herzogs zu Meran und Istrien, und schon im 12. Jahre mit Herzog Heinrich I. Barbatus von Schlesien und Polen vermählt; zog sich, nachdem sie Mutter von 6 Kindern geworden, in das von ihr gestiftete Cistercienser-Nonnenkloster Trebnitz bei Breslau zurück, widmete sich strengen Bußübungen, so wie der Pflege von

Kranken und Armen, und st. 1243. Papst Clemens IV. sprach sie heilig 1266. Tag der 15. Oct. 3) (St.), Königin von Polen, Tochter Ludwigs, Königs von Ungarn, der nach dem Tode Kasimirs III. auch die Krone Polen erhalten; wurde nach dem Tode ihres Vaters von den Polen zur Königin erwählt, vermählte sich mit Jagello, Herzog von Lithauen, unter der Bedingung, daß er das Christenthum annähme, wandte die Hälfte ihres Geschmeides zur Vollendung der von Kasimir angefangenen Universitätsgebäude an, vermachte die andere Hälfte den Armen und wurde nach ihrem Tode (1399) heilig gesprochen.

Heemskerk, 1) (Martin van), ein holländischer Maler, geb. 1498 im Dorfe Heemskerk bei Harlem, wonach er sich nannte, der Sohn eines Maurers, Namens Van Veen, der ihn anfangs bei einem harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, dann aber zu seinem Handwerke nach Hause nahm. Der junge Martin kehrte nur mit Widerstreben in sein väterliches Haus zurück, und ergriff die erste Gelegenheit, es wieder zu verlassen. Er ging nach Delft zu einem Maler, Johann Lucas, der einigen Ruf hatte; da er aber sah, daß sein Meister nichts für ihn that, begab er sich zu J. Schoreel, einem berühmten Künstler, der von Rom und Venedig viele Studien mitgebracht hatte. H. machte so schnelle Fortschritte, daß der Meister fürchtete, von ihm verdunkelt zu werden, und ihn wegschickte. Damals verfertigte er sein Gemälde: »der heil. Lucas malt die heilige Jungfrau und das Jesuskind«, und machte mit demselben der Malerinnung zu Harlem ein Geschenk. Dies Gemälde fand großen Beifall. Hierauf ging H. nach Italien, blieb gegen 3 Jahre dort, bildete seinen Geschmack nach der Antike, und benutzte den berühmten Michel Angelo, der damals die Hauptstadt der christlichen Welt mit den Werken seines Pinsels bereicherte. Als er nach Holland zurückkam, bedauer-

ten einige seiner Bewunderer, in seinen Gemälden den Reiz nicht mehr zu finden, der sie entzückt hatte; allein die Kenner freuten sich über die Fortschritte, die er in der Zeichnungskunst gemacht, und über die Veredlung seines Geschmacks. Sein Arbeitszimmer war bald mit Schülern angefüllt, und er wurde in kurzer Zeit reich. Ein großer Theil der jetzt sehr seltenen Werke dieses fleißigen und fruchtbaren Künstlers soll 1572 bei der Eroberung von Harlem, wo auch sein eignes Haus zerstört wurde, verloren gegangen seyn. H.'s Zeichnung ist kräftig und richtig; allein die Umrisse sind ohne Eleganz und Reiz, seine Draperie ist schwer und faltenreich, seinen Köpfen mangelt Hoheit und Würde. Seiner Kenntniß der Anatomie, worin er Michel Angelo nachzuahmen suchte, verdankte er hauptsächlich seinen Ruhm. Er starb zu Harlem 1574. 2) (Jakob van), holländischer Admiral und einer der berühmtesten Seefahrer des 16. Jahrh., ward geb. zu Amsterdam in der Mitte des 16. Jahrh.; erhielt 1595 von dem Prinzen von Oranien und den Generalstaaten den Auftrag, mit 7 Schiffen eine nordöstliche Durchfahrt nach China zu suchen und ward dabei von Wilh. Barentsz begleitet, welcher das Jahr zuvor die Nordspitze von Nova Zembla erreicht hatte. Seine Anstrengungen waren jedoch vergeblich, und eben so unglücklich lief eine andere, von der Stadt Amsterdam ihm aufgetragene Expedition ab. Er und Barentsz überwinterten auf Nova Zembla und hatten viel von der Kälte auszustehen. 1601 zeichnete H. sich gegen die Portugiesen in den Gewässern von West-Indien aus. 1607 wurde er gegen die Spanier ausgeschickt, die er im Hafen von Gibraltar angriff, fast ihre ganze Flotte vernichtete, aber selbst das Leben dabei verlor. Darauf wurde sein Körper nach Amsterdam zurückgebracht und ihm ein Denkmal gesetzt.

Heer (stehendes). Unter stehendem Heere versteht man eine

Kriegsmacht, die auch in Friedenszeiten nicht entlassen wird, sondern immerwährend in den Waffen geübt und auf einem solchen Stande erhalten wird, daß sie ohne große und langdauernde Zurüstung ins Feld rücken kann. Durch Bildung der stehenden Heere wurde das Militair eigentlich zu einem Stande; aber auch zugleich der ehemals freie Krieger zu einem Soldaten, der Sold empfängt und hiervon leben muß. So lange die Soldaten überall zusammengerafft und geworben wurden, waren es Söldner, denen der entehrende Begriff der Feilheit anklebte; erst in der neuern Zeit wurde der Kriegerstand wieder zu einem ehrenvollen Stande, indem der Schutz und die Vertheidigung des Staats aus den waffenfähigen Landeskindern genommen wurden. Die stehenden Heere sind nicht, wie man gewöhnlich glaubt, eine Erfindung der neuern Zeit, die alte Welt kannte sie schon; der römische Kaiser Augustus gründete sie, indem er eine bedeutende Leibgarde — die Prätorianer — um seine Person versammelte; doch erst unter Tiberius haben diese Garden eine feste Gestalt und Haltung bekommen, indem er sie auf den Rath seines Günstlings Sejanus in ein Lager bei Rom zusammenzog, wodurch sie zwar in der Hand des Kaisers, wenn sie ihm geneigt waren, zu einem furchtbaren und scharfen Werkzeuge der Despotie, aber auch auf der andern Seite, wenn er ihren guten Willen nicht besaß, zu einer Zucht- und Strafruthe für ihn werden konnten und wurden; indem in dem engbegrenzten Bezirke eines Lagers, wo sich die Soldaten so leicht mittheilen und gegenseitig anreizen konnten, Stoff und Gelegenheit sich immer vorfand, eine Empörung anzuzetteln und sie mit Kraft schnell durchzuführen. Außerdem befestigte Augustus die stehenden Heere an der Grenze und in den weiter vom Mittelpunkte des Staates entlegenen Provinzen; er wies ihnen bestimmte Cantonirungs-Punkte an und riß sie fast gänzlich vom Senate los; denn der Legat, welchen dieser Körper manch-

mal zum Heere abschickte, war meist ein bloßer Zuschauer, und hatte auf das Heer selbst keinen Einfluß. Im Mittelalter unter der Herrschaft des Feudalismus verhinderte dieser das Aufkommen stehendes Heere; erst mußten diese Bande in etwas gelöst werden, ehe sich ein solches Militair-Institut bilden konnte; denn der Vasall brauchte auf den Ruf des Fürsten mit seinen Mannen nur auf eine bestimmte Zeit Kriegsdienste zu leisten; und dann würden auch die Lehnsträger nicht geduldig zugelassen haben, daß der Fürst eine von ihm ganz abhängige Macht, die, stets seinem Willen gerecht, blind seine Befehle vollführe, sich erwerbe; er konnte sie ja leicht zur Unterdrückung der Rechte der Lehnsträger gebrauchen. Die Noth, welche fast zu allen politischen und anderen öffentlichen Einrichtungen die Veranlassung gibt, gab sie auch hier. Zur Zeit der Kreuzzüge, als ein großer Theil der Vasallen nach dem Orient gezogen war, und so das Land seiner Wehr entblößt hatte, errichtete 1215 der König von Frankreich die Gemeindetruppen (troupes de communes, Communitäten). Diese hatten so weit Aehnlichkeit mit der heutigen Landmiliz in England, daß sie nur in einiger Entfernung von ihrem Standorte zu Kriegsdiensten verpflichtet waren. Sie wurden aus den Bewohnern der Städte und Länder gehoben und dienten auf Kosten ihrer Heimath. Die Aushebung geschah nicht nach einem Systeme, sondern jede Landschaft stellte nach ihrer Größe eine verhältnißmäßige Mannschaft, eine Stadt nicht über 4—500. Eben so wenig waren sie stets im Dienste, sondern wurden nur zur Zeit der Noth aufgeboten. Durch diese Einrichtung wuchsen die Städte an Macht und Ansehen, und mußten um so mehr Gewicht erhalten, da auf ihnen die vorzüglichste Stütze des Staats beruhte, indem die Ritterschaft ihre besten Kräfte im heiligen Wahne nach dem gelobten Lande getrieben hatte. Philipps und seiner Nachfolger Kriegsmacht war demnach ein Gemisch aus Lehnsmiliz, Ge-

meindetruppen und fremden Söldnern, die in Compagnien abgetheilt waren. Dieses Chaos litt an mannichfachen Uebeln; nach einer Idee konnten diese rohen Massen nicht geordnet werden, und der Vasallen Stolz und ihr verkehrter Sinn von Unabhängigkeit ließ keine Subordination und Kriegszucht aufkommen. Der Adel und seine Anhänger befehdeten sich wechselseitig und leisteten dem Aufgebote zum Heerbanne wenig Gehorsam; auch die Söldner raubten und plünderten ohne Scheu. Diese Staatsleiden bewogen endlich den König Karl VII. (1423—1461), ein besseres Militair-System und eine strengere Kriegszucht einzuführen. Er berief 1446 die Großen seines Reichs zu einer Berathung, und mit ihrer Mitwirkung gründete er eine zeitgemäßere Militair-Verfassung. Er ernannte 16 Hauptleute (Capitains); diese hoben aus allen vorhandenen Truppen die bravsten Leute aus, und bildeten aus ihnen eben so viele Compagnien, deren jede anfangs, ohne Freiwillige, die später in großer Menge sich einschreiben ließen, aus 600 Mann bestand. Sie erhielten zur Auszeichnung den Namen Compagnies d'ordonnance du Roi und wurden in die Hauptstädte der Provinzen vertheilt. Ihren Sold zahlten die Bürger und Bauern. Von jetzt an kam das Ritterwesen immer mehr in Verfall, und die Vasallen stellten ihre Truppen nur in außerordentlichen Nothfällen zum Dienste, doch wurde die Lehnsmiliz erst im 18. Jahrh. von den Söldnern ganz verdrängt. 1448 errichtete Karl auch eine angemessene Infanterie, aus Scharfschützen (Francs-archers) bestehend, welche, verbunden mit erstern, bald ein ansehnliches Heer bildeten. Der also zuerst in Frankreich ausgebildete Kriegsdienst (s. Daniel »Histoire de la milice française etc.«) ging von da auf andre Länder in Europa über. Mit Vermehrung der stehenden Truppen in Frankreich und mit dem Wachsthum des Geldreichthums vermehrten sich auch die stehenden Heere and-

rer Staaten, namentlich Hollands, Englands und Deutschlands. Ist diese Vermehrung auf den höchsten Punkt gestiegen, so daß die Entscheidung der Kriege wiederum von den Massen abhängig gemacht werden muß, so verbreitet sich die Verpflichtung zum Kriegsdienst allmählig auch über die übrigen Theile der Bürger, und es wird ein nach Bildungsstufe, Bevölkerung und Bedürfniß eines Staats verschiedenes Conscriptionssystem eingeführt, wodurch eine nach Jahren bestimmte Klasse waffenfähiger Bürger auf eine größere oder geringere Reihe von Jahren zum Kriegsdienste gerufen wird. Dadurch werden die stehenden Heere und der Kriegerstand als ein besonderer Stand allmählig wieder aufgehoben, indem mit wenigen Ausnahmen alle waffenfähige Bürger zur Sicherheit ihres Staats zum Kriegsdienste geübt und zur Vaterlandsvertheidigung verpflichtet, die Truppenzahl selbst dem natürlichen Verhältnisse der Staaten gegen einander dadurch angemessener, und die Kriegszucht freier und edler wird. (Vgl. Soldaten.)

Heerbann (heribannus, Rechtsw.), 1) das Aufgebot, welches der Lehns- oder Dienstherr bei einem bevorstehenden Kriege an seine Vasallen oder Dienstleute erließ, und in Folge dessen sie an dem bestimmten Sammelplatze und zur bestimmten Zeit gehörig gerüstet und in Begleitung der Vasallen mit ihren Leuten erscheinen und den, der das Aufgebot erlassen hatte, im Kriege begleiten und ihm beistehen mußten (Heeresfolge). Nur den Geistlichen, die königl. Beneficien hatten, war der persönliche Kriegsdienst erlassen, jedoch mußten sie einen Stellvertreter (advocatus) stellen; jeder Andere, welcher nicht persönlich dispensirt war, mußte bei Strafe von 60 Solidis, oder auch bei Verlust des Beneficiums, dem H. die schuldige Folge leisten und mit seinen Leuten erscheinen, oder, im Fall der Dispensation, die bestimmte Anzahl Dienstleute schicken. Doch bedingte die

Pflicht des persönlichen Erscheinens der Besitz eines gewissen Landeigenthums; von den ärmern Landeigenthümern traten mehrere zusammen und rüsteten einen Bewaffneten aus. Seit dem 10. Jahrh. wurde die Bewaffnung immer schwerer und forderte ein geübteres Heer, welches nur unter einem Theile der Freien und der Dienstmannschaft gefunden werden konnte. Der Adel mußte daher den ganzen Kriegsdienst von seinem Amtssprengel übernehmen, und er leistete ihn mit seinen Dienstleuten und den vermöge ihres Eigenthums zu persönlichen Kriegsdiensten verpflichteten Freien. Diejenigen, die nun mit dem persönlichen Heerdienst verschont blieben, mußten dem Dienstherrn Entschädigung leisten (Heersteuer), welche, da jene für immer des Dienstes überhoben waren, zu einer ordentlichen Abgabe wurde. Diese neue Einrichtung hatte für den Adel die wichtigsten Folgen; die Anzahl seiner Dienstleute nahm sehr zu, und er wurde so vom König, da die Lehnstreue höher galt, als die Unterthanenpflicht, und vom Volk, da dieses entwaffnet wurde, unabhängig. Diese Umstände brachten Veränderungen in der Verbindlichkeit zum Heerdienst hervor, und schon früh wurde es in Folge dieser üblich, Ritter und gemeines Kriegsvolk gegen Sold in Dienst zu nehmen. Die letzte bedeutende Veränderung ward von der Erfindung des Schießpulvers herbeigeführt, und es bildete sich nach und nach in Deutschland eine Klasse von Menschen, die aus dem Dienst eines Herrn in den eines andern zog und gegen Sold für jeden Krieg zu haben war. Hieraus entstanden die stehenden Heere, und erst in neuerer Zeit ist wieder die Verpflichtung jedes Staatseinwohners, das Vaterland zu vertheidigen, in Anspruch genommen worden (vgl. Gefolge). 2) Die Verbindlichkeit, das Aufgebot zu befolgen; 3) die Strafe desjenigen, der dies Aufgebot nicht befolgte; 4) so v. w. Kriegssteuer.

Heeren (Arn. Herm. Ludw.), geb. zu Arbergen bei Bremen 1760; 1787 ward er bei der Universität zu Göttingen als außerordentlicher Professor angestellt und 1791 ihm eine ordentliche Professur übertragen. Mit besonnenem Blick hat dieser Historiker die wichtigsten Momente des politischen Lebens der alten und der neuen Völker erforscht und mit großer Klarheit pragmatisch dargestellt. Ihm entging nicht, daß manche Revolutionen der Griechen und Römer erst durch die Geschichte unserer Tage ganz begreiflich wurden; daher ist sein »Handbuch der Gesch. der Staaten des Alterthums,« 1818, so reich an Beziehungen. Gewichtvoller als jemals zeigte sich das System der Colonien in der europäischen Politik, und er zog es mehr als je geschehen war in die Geschichte: »Handbuch der Gesch. des europ. Staatensystems und seiner Colonien,« wovon 1822 die 4., bis 1821 fortgeführte Auflage erschien. In s. »Ideen über Handel und Politik der alten Welt« (1805) rückte er uns das Alterthum nahe und forschte den Handelswegen der alten Völker scharfsinniger und unbefangener nach als bisher geschehen. Weniger Werth hat s. »Geschichte des class. Studiums« (1797—1802); denn ein Werk der Art muß die Blüthe der erlesensten Gelehrsamkeit seyn. Von dem franz. Nationalinstitut erhielt H. den Preis für s. »Untersuchungen über die Kreuzzüge,« welche den Mann verräth, der auch das Mittelalter so vielseitig auffaßte, wie irgend ein Historiker. Eine Sammlung s. »Histor. Werke« erschien in 2 Hälften; die erste in 9 Thln. Götting. 1821 fg. (Wir verweisen auf die im 1. Th. S. XI—LXXVIII von Heeren gegebenen biograph. Nachr. über sich selbst.) Von der zweiten erschienen 3 Thle. Gött. 1824, »Histor. Werke,« 10., 11., 12. Th. (oder die 4. Aufl. der »Ideen«). D. Dorn-Seiffen in Utrecht hat sie ins Holländ. und D. Bancroft in Amerika ins Engl. übersetzt; auch werden sie ins Franz. übertragen.

Heergeräth (H.=gewende, H.=gewette, Rechtsw.), eigentlich der Inbegriff der einem gerüstet in das Feld ziehenden Krieger nöthigen Geräthschaften. Da im Mittelalter die Waffen ein Zubehör der Aecker waren und die Söhne nach älterem Erbrecht jederzeit die Grundstücke allein nahmen, so wurde auch das H. auf den nächsten Erben männlichen Geschlechts, welcher bloß durch Mannspersonen mit dem Erblasser verwandt war (Schwertmagen), mit Ausnahme der Geistlichen, vererbt. Unter diesen Personen erben zuerst die Descendenten, dann die Ascendenten und zuletzt die Seitenverwandten. Waren mehrere Söhne vorhanden, so erbte der älteste das Schwert im Voraus, in die übrige Verlassenschaft theilten sie sich. Das H. ist noch jetzt ein gewisser Theil der Verlassenschaft, welches nur die nächsten Agnaten männlichen Geschlechts aus dem Nachlaß einer Mannsperson erhalten. In vielen Ländern ist jedoch dieser, für die jetzige Zeit grundlose Unterschied abgeschafft worden; in denen, wo er noch besteht, sucht man durch Verträge den etwanigen Nachtheilen zuvorzukommen. Nach sächsischem Rechte gehören folgende Stücke zum H.: das beste Pferd gesattelt und gezäumt, der beste Harnisch, das beste Schwert, die täglichen Kleider des Verstorbenen, ein Heerpfühl, ein Kopfkissen und Deckbette (bei den letzteren mit doppeltem Ueberzug) und zwei Betttücher, ein Tischtuch und eine Handquele, Alles nächst dem Besten, zwei Becken oder zinnerne Schüsseln, ein Fischkessel, ein Schüsselring oder Dreifuß. Ist eines von diesen Stücken nicht mehr in der Erbschaft vorhanden, so wird keinesweges der Werth dafür erstattet.

Heermeister, eigentlich der Kriegsheerführer, dann überhaupt der Vorgesetzte einer unter einen Ritterorden gehörigen Provinz, wie Landcommenthur, weil der Heermeister sonst die Ritter seiner Provinz im Kriege anführte.

Hegel (Georg Wilh. Friedrich), geb. zu Stuttgart den 27. Aug. 1770; studirte zu Tübingen Theologie, vorzüglich aber zogen ihn Philosophie, Mathematik und Physik an. Nachdem er eine Zeit lang als Hauslehrer in der Schweiz und dann zu Frankfurt a. M. sich aufgehalten hatte, begab er sich nach Jena, wo damals F. W. J. Schelling war, um sich ganz eignen philosophischen Untersuchungen zu widmen, gab auch daselbst seine erste Schrift: »Ueber die Differenz der Fichteschen und Schellingschen Philosophie,« 1801, wie auch mit Schelling das »Kritische Journal der Philosophie,« 1802 heraus; er hielt hier auch als Privatdocent philosophische Vorlesungen und ward 1806 außerordentlicher Professor der Philosophie, verließ aber 1806 Jena und privatisirte eine Zeitlang in Bamberg, bis er 1808 zum Rector des Gymnasiums zu Nürnberg und Professor der philosophischen Vorbereitungswissenschaften daselbst ernannt wurde. Von hier aus erhielt er 1816 einen Ruf als Prof. der Philosophie nach Heidelberg und lebte daselbst bis 1818, wo er an Fichte's Stelle als Professor der Philosophie nach Berlin ging. Die Hegelsche Philosophie, aus der Schellingschen Philosophie hervorgegangen, strebt vornehmlich, die Philosophie zu einem begreiflichen Wissen durch Dialektik auszubilden. Philosophie wird von H. für die Wissenschaft der Vernunft erklärt, in so fern sie ihrer selbst, als alles Seyns in der Idee, bewußt wird; ihr Princip ist: alle besondere Principien in sich zu enthalten. Sie zerfällt: a) in die Logik, als Wissenschaft der Idee an und für sich; b) in die Naturphilosophie, als Wissenschaft der Idee in ihrem Andersseyn; c) in die Philosophie des Geistes, als der Idee, die aus ihrem Andersseyn in sich zurückkehrt. Jene erstere ist die Wissenschaft der reinen Idee, der Idee an und für sich betrachtet, der Idee im Elemente des Denkens; sie hat das Denken und seine Bestimmungen zum Gegenstande. Aber diese Bestimmungen werden

an und für sich selbst und in ihrer lebendigen Einheit betrachtet; de Logik ist ihm sonach wesentlich speculative Philosophie und keine bloß formelle Wissenschaft, welche das Denken als Denken eines Subjects betrachtet, welches einen fremden außer ihm liegenden Stoff hätte; in seinem Sinne nimmt sie vielmehr die Stelle der früheren Metaphysik ein. In dieser Beziehung unterscheidet er auch das gewöhnlich sogenannte oder abstracte, formelle Denken von dem begreifenden, inhaltsvollen und concreten Denken; dieses steht nämlich nicht als Allgemeines dem Besondern äußerlich gegenüber, und ist sonach leer und eines Inhalts von außen bedürftig, sondern es bestimmt sich aus sich selbst; Allgemeinheit und Besonderheit sind Momente, die im Wissen identisch und nur wahr in dieser Identität sind. Durch jene nach der oben beschriebenen Methode fortschreitende Entwickelung der reinen Verstandesbestimmungen in ihrem Uebergange in einander, geht er in der Logik von der Lehre vom Seyn zur Lehre vom Wesen, und von dieser zur Lehre vom Begriffe fort, welcher sich zur speculativen Idee erhebt. Diese ist zugleich die unendliche Wirklichkeit und läßt das Moment ihrer Besonderheit als ihren Widerschein aus sich hervortreten (sie realisirt sich). So schließt sich an die Logik die Philosophie der Natur (die Wissenschaft der Idee in ihrem Andersseyn, der Vernunft, die sich im Objectiven erkennt), und an diese die Philosophie des Geistes an, als die Wissenschaft der Idee, die aus ihrem Andersseyn in sich zurückkehrt, und deren Object eben sowohl, als Subject, der Begriff ist. Natur und Geist machen die Realität der Idee aus, jene als das äußerliche Daseyn, dieser als sich wissende Reflexion. Wenn also die Logik die Idee im reinen Elemente des Wissens (das rein Ideale) zeigt, so betrachten die beiden letztern die Idee, wie sie real ist als Natur und Geist, wie sie sich in der Natur entäußert und als Geist diese Entäußerung wieder aufhebt und identisch mit sich.

selbst wird, welche Identität darum auch absolute Negativität genannt wird. Ueber diese kreisförmige Entwickelung der Idee, welche die Grundansicht der Hegel'schen Philosophie bestimmt, erklärt sich Hegel selbst in seiner »Phänomenologie« (Vorr. S. XX) am deutlichsten so: »Es kommt nach meiner Ansicht, welche sich durch die Darstellung des Systems selbst rechtfertigen muß, Alles darauf an, das Wahre nicht (bloß) als Substanz (als Bestehendes, sich selbst Gleiches), sondern eben so sehr als Subject aufzufassen und auszudrücken.« — Die lebendige Substanz ist das Seyn, welches in Wahrheit Subject, oder was dasselbe heißt, welches in Wahrheit wirklich ist, nur in so fern sie die Bewegung des sich selbst Setzens oder die Vermittelung des sich anders Werdens mit sich selbst ist. Sie ist als Subject die reine einfache Negativität, eben dadurch die Entzweiung des Einfachen, oder die entgegensetzende Verdoppelung, welche wieder die Negation dieser gleichgültigen Verschiedenheit und ihres Gegensatzes ist. Nur diese sich wieder herstellende Gleichheit, oder die Reflexion im Andersseyn in sich selbst — nicht eine ursprüngliche oder unmittelbare Einheit als solche, ist das Wahre. Es ist das Werden seiner selbst, der Kreis, der sein Ende, als seinen Zweck, voraussetzt und nur durch die Ausführung und sein Ende wirklich ist. Durch das Letztere leuchtet auch ein, in wiefern Hegel mit Schelling in dieser Grundansicht einstimmig und zugleich getrennt ist. Beide stimmen überein in der Annahme, daß das Denken Seyn ist, oder in der Identität des Denkens und Seyns, welche jedoch auch viele andre Systeme lehren; aber sie weichen darin ab, daß Schelling diese Identität voraussetzt, Hegel sie auf dem Wege der Wissenschaft, durch den Begriff selbst, zu erkennen und in einem begreiflichen Wissen darzustellen glaubt. Einige Gegner Hegel's haben das System desselben einen neu überarbeiteten Spinozismus genannt. Diejenigen, welche sich besser über den Un-

terschied des Idealismus Hegel's und des Spinozismus belehren wollen, mögen darüber Hegel's »Logik«, 3. Bd., 3. Abschn., S. 225 fg., und seine Recens. über Jacobi in den »Heidelb. Jahrb.«, Jahrg. 1817, St. 1, aufmerksam lesen. — Wir führen noch einige besondere Lehren an, welche sich aus jener Grundidee ergeben, und welche bei Vielen Anstoß erregt haben. Das Denken (Wissen) ist das Wesentliche im Menschen; es ist die allgemeine Thätigkeit, ohne welche nichts wahrhaft Menschliches ist; sie ist aber nicht bloß allgemein, sondern zugleich ein Anderes ihrer selbst. Die Natur des Geistes ist Manifestation, er entschließt sich und wird im Willen objectiv; der Wille ist aber nur als denkende Intelligenz wahrhaft freier Wille. Vornehmlich aber ist seine Bestimmung des Verhältnisses zwischen Philosophie und Wirklichkeit mißverstanden und angefochten worden. Hegel behauptet, nach der obigen Ansicht völlig consequent, daß die Philosophie, weil sie das Ergründen des Vernünftigen ist, eben damit das Erfassen des Gegenwärtigen und Wirklichen, nicht das Aufstellen eines Jenseitigen sey, und fügt hinzu: Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig. Wenn dort das Wirkliche einem leeren, abstracten Jenseitigen entgegengesetzt, und das Vernünftige mit der Idee synonym genommen wird, so ist wohl daraus klar, daß die Idee nicht außer und über der Wirklichkeit, sondern eigentlich als das wesentlich Wirkende angenommen werde. Darauf, sagt also Hegel, kommt es an, in dem Scheine des Zeitlichen und Vorübergehenden die Substanz, die immanent, und das Ewige, das (in so fern es) gegenwärtig ist, zu erkennen. Aber man hat jenen Satz so mißgedeutet, als ob Alles, was irgend in einem Momente der Zeit gegenwärtig ist, mithin auch das Rechtswidrigste, vernünftig sey; dieses hat man besonders mißgünstig und feindselig auf Hegel's Ansichten vom Staate angewendet, weil sie den Meinungen einer lärmenden und geräusch-

vollen Partei unserer Zeitgenossen entgegengesetzt sind. Aber so viel uns Hegel's Ansicht vom Staate aus seinen Schriften bekannt ist, so ist sie keineswegs erst späterhin zu Gunsten gewisser Ansichten der herrschenden Klasse gewendet worden, sondern sie geht aus den Grundlagen seiner Philosophie, welche überall die leeren Ideale bekämpft und den Gedanken und Wirklichkeit in der absoluten Idee zu versöhnen sucht, gleichsam wie von selbst hervor. Diesen Sinn hat auch sein Ausspruch: Das, was ist, zu begreifen, ist die Aufgabe der Philosophie; denn das, was ist, ist die Vernunft. Hiermit steht auch die merkwürdige Aeußerung in Verbindung, welche zugleich auf die Geschichte der Philosophie ein eigenthümliches Licht wirft: Es ist eben so thöricht zu wähnen, irgend eine Philosophie gehe über die gegenwärtige Welt hinaus, als ein Individuum überspringe seine Zeit; und: Als Gedanke der Welt erscheint die Philosophie erst in der Zeit, nachdem die Wirklichkeit ihren Bildungsproceß vollendet hat; erst in der Reife der Wirklichkeit erscheint das Ideal dem Realen gegenüber, und erbaut sich dieselbe Welt, erfaßt in Gestalt eines intellectuellen Reichs. Diesem entsprechend behauptet auch Hegel, daß jedes wahrhafte und originelle System der Philosophie ein nothwendiger Standpunkt in der Entwickelung des Geistes sey, welcher bloß durch Aufnahme in einen höhern zu widerlegen sey. — Die Sprachdarstellung Hegel's hat durch Schwerfälligkeit, nachlässige Incorrectheit und Härte der Constructionen etwas Abstoßendes, und es gehört für den mit seiner eigenthümlichen Sprache nicht Vertrauten etwas Geduld dazu, die rauhe Schale zu durchdringen, besonders da er selbst sich so wenig Mühe gibt, die Mißverständnisse zu vermeiden oder aufzuklären, welche bei Abfassung seiner Lehre dadurch entstehen, daß er viele philosophische Kunstwörter in einem ihm eigenthümlichen und von dem bisherigen philosophischen oder gemeinen Sprachgebrauche abweichenden Sinne

nimmt. Die große Unverständlichkeit seiner Schriften hat daher seinen Gegnern, besonders denen, welche die Wortführer seichter Popularität sind, Gelegenheit gegeben, das Sprichwort gegen ihn anzuführen: Wer nicht klar denkt, kann seine Gedanken auch nicht klar darstellen; dagegen seine Freunde und Schüler erwidern: An der Kälte, Härte und Schwere erkennt man des Edelsteins Echtheit. — Eine weitere Prüfung des hier nur in seinen Grundzügen angedeuteten Systems ist nicht die Sache eines solchen Aufsatzes; wir müssen selbst dahingestellt seyn lassen, ob die obige Darstellung, bei der wir uns nicht zu weit von Hegel's Ausdruck entfernen durften, einem großen Theile der Leser dieses Buchs verständlich seyn werde. Seine spätern Schriften sind: »System der Wissenschaft,« 1. Th. die Phänomologie Geistes, Bamberg u. Würzburg 1807; »Wissenschaft der Logik,« 2 Bde. die objective, 3. Bd. die subjective, Nürnberg 1812—16; »Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften und Grundrisse,« Heidelb. 1817; »Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft,« Berlin 1821.

Hegemonie (v. griech. Hegemoneia), 1) das Anführen, Anführerstelle, Oberherrschaft; insbesondere 2) (gr. Gesch.), Principat, den in Griechenland ein Staat über die andern ausübte. Um der von Persien aus drohenden Sklaverei zu entgehen, schlossen, auf Themistokles Rath, die meisten hellenischen Staaten einen Vertheidigungsbund und stellten, aus Achtung des anerkannten Verdienstes, Sparta an die Spitze desselben. Kraft dieses Vorranges hatten spartanische Feldherren den Oberbefehl zu Wasser und zu Lande, und die Spartaner behaupteten den ersten Rang in der Schlacht wie bei Verhandlungen. 476 v. Chr. aber übergaben die Verbündeten, durch den Uebermuth des verrätherischen Pausanias aufgebracht, dem Aristides den Oberbefehl über die ganze hellenische Flotte, wodurch die

H. an Athen kam, das ihr eine andere Richtung gab. Die Sorglosigkeit der Bundesgenossen benutzend, verwandelte es die von denselben bewilligten Geldbeiträge zur Fortsetzung des Krieges in eine willkührliche Besteuerung und brachte durch schlaue Verbindung demagogischer Kunstgriffe mit unerhörter Strenge in Kurzem sämmtliche Inseln des ägäischen Meeres, nebst den Küstenstädten Thrakiens und Kleinasiens, in solche Abhängigkeit, daß die wenigsten derselben als freie Verbündete oder nur Besteuerte, die meisten hingegen als eigentliche Unterthanen betrachtet und behandelt wurden. Hiermit stand die für Athen eben so vortheilhafte, als für die übrigen Staaten drückende Meeresherrschaft (Thalassokratia) in der genauesten Verbindung. Das Mißvergnügen der mit Athen Verbündeten und die Besorgnisse der übrigen Staaten stifteten einen Gegenbund, bei welchem Sparta von Neuem die H. übernahm, um durch den peloponnesischen Krieg Athen, als den gemeinschaftlichen Feind der griech. Freiheit, zu bekämpfen (431—404). Während desselben ward Sparta eine Seemacht, erhielt die Meeresherrschaft und trat, nach der gänzlichen Demüthigung Athens, nicht nur in die bisherigen Verhältnisse dieses Staats zu den Inseln und asiatischen Küstenbewohnern, sondern mißbrauchte auch seinen hegemonischen Einfluß auf das europäische Mutterland, um dieses in Unabhängigkeit von sich zu erhalten. Da erhob sich Theben, unter Pelopidas und Epaminondas, vernichtete in der Schlacht bei Leuktra die spartanische Uebermacht und würde selbst die H. errungen haben, wenn es nicht seine beiden Häupter so früh verloren hätte. Jetzt benutzte der inzwischen mächtig gewordene Philipp von Makedonien die allgemeine Schwäche der griech. Staaten, unterhielt durch schlaue Politik ihre innern Zwistigkeiten, übernahm nach der Schlacht bei Chäroneia die H. selbst und verwandelte diese sehr bald in eine eigentliche Beherrschung der Hellenen.

Vergl. Manso, »Ueber den Begriff und Umfang der griechischen Hegemonie,« Breslau 1804, 4.

Hegira (Hedschra, Muhammed. Chronol.), eigentlich die Flucht, nämlich Muhammeds von Mekka nach Medina, bestimmt (nach Abulfeda's Zeugniß vom Khalifen Omar zuerst dazu festgesetzt) den Anfang der Muhammedanischen Aera und fällt auf den 1. Muharrem 10 J. 2 M. vor Muhammeds Tode, oder auf den 15. Juli (nicht den 16. Juli, wie man gewöhnlich irrig annimmt) des Jahres 622 v. Chr., wiewohl der Prophet nach Abulfeda 68 Tage, nach And. 2 Monate später seine Flucht angetreten hatte. Das Jahr der H. ist ein Mondjahr von 354 Tagen. Zur Ausgleichung des Unterschiedes von 8 St. 48 Min., um welche das astronomische Mondjahr länger ist, als das bürgerliche der Araber, nahm man einen 30jährigen Schaltcykel an, in welchem 11 Jahre, 2, 5, 7, 10, 13, 16, 18, 21, 24, 26 und 29 Schaltjahre, die übrigen 19 gemeine Jahre sind. Der Schalttag wird dem letzten Monate angehängt. Da aber der volle Ueberschuß des astronomischen Mondjahres 8 St. 48 Min. 38 Sec. 12 Tert. beträgt; so entsteht dadurch in 30 Jahren ein kleiner Ueberschuß von 19 Min. 8 Sec., welcher jedoch erst im 18. Jahre des 76. Schaltcykels oder nach 2262 Jahren zu 1 Tag 8 Sec. 24 Tert. erwächst. Der Monate sind 12, aus abwechselnd 30 und 29 Tagen bestehend. Die Woche fängt mit unserm Sonntage an und besteht aus 7, mit dem Untergange der Sonne anfangenden, in 24 Stunden getheilten Tagen. Die Reduction des Muhammedanischen Kalenders auf den christlichen ist schwierig, wird jedoch durch die neue, von Navoni und Ideler empfohlene Methode erleichtert. Das Verfahren ist folgendes: Man dividire die gegebene Zahl der verflossenen Jahre der H. durch 30 (der Quotient zeigt die verflossenen Schaltcyklen, der Rest die verflossenen Jahre des laufenden Schaltcyklus an),

multiplicire den Quotienten mit 10,631 (der Tagsumme eines Schaltcyklus), addire dazu die Tagsumme der in dem Reste angegebenen Jahre des laufenden Cyklels, ferner die der verflossenen Tage des laufenden Monats, wie die Tagsumme der verflossenen Monate des laufenden Jahres, und zähle dann zu dieser Summe noch 227,015 (die Zahl der vom 1. Jan. 1 bis 15. Juli 622 n. Chr. verflossenen Tage). Diese Gesammtzahl von Tagen der H. verwandelt man am bequemsten in Julianische Jahre, wenn man sie mit 1461 (der Tagsumme einer Julianischen Schaltperiode) dividirt, den Quotienten mit 4 multiplicirt und die vollen Jahre des Restes, welche man durch Subtraction der Zahl 365 von derselben findet, dazu addirt. Die übrig gebliebenen Tage zeigen dann den Monatstag des laufenden Julianischen Jahres an. Ist von dem Zeitraum nach der Gregorianischen Kalenderverbesserung die Rede, was nur in der neuern Geschichte vorkommen kann, so muß man das Julianische Datum in das Gregorianische verwandeln, indem man vom 5. Oct. 1582 bis Ende Februar 1700 zehn, bis Ende Februar 1800 eilf und weiterhin 12 Tage hinzu addirt. Macht man den Gang dieser Rechnung rückwärts, so bewirkt man die Reduction des Julianischen Kalenders auf den arabischen. Bei allen diesen Reductionen ist die Verschiedenheit des Tagesanfanges bei Christen und Muhammedanern nicht außer Acht zu lassen, wodurch, wenn die Tageszeit bekannt ist, der Fall eintreten kann, daß das christliche Datum um einen Tag früher oder das arabische um einen Tag später gesetzt werden muß. Durch Tafeln der wachsenden Tagsumme, wie sie Ideler mittheilt, wird die Rechnung sehr erleichtert.

Heher (Zool.), 1) (garrulus *Cuv.*), Gattung aus der Familie der Krähenvögel (bei And. als Untergattung von corvus); hat geraden, stumpfen, vorn etwas gebogenen Schnabel, weiche, seidenar-

tige Stirnfedern, ist bunt; die hieher gehörigen Vögel sind kleiner, als die übrigen Raben. Arten: Eichelheher (g. glandarius, corvus gl.), grauröthlich, Flügel und Schwanz schwarzgrau, auf den Deckfedern der Flügel ein großer blau und weiß gestreifter Fleck, am Unterschnabel ein schwarzer Streif; kommt in weißer oder bunter Abart vor, ist verschlagen, vorsichtig, gelehrig, lernt Worte aussprechen, lebt in Europa und Asien im Schwarz- und Laubholze, ist Strichvogel, frißt Eicheln, Insecten (Heuschrecken, Bremen) und allerhand Beeren, sammelt sich Vorräthe, nistet auf Eichen und Buchen, wird zuweilen gegessen, seine Federn dienen zum Putz, thut durch Fressen junger Vögel und Eier Schaden. An Orten, wo viel Eichelheher sind, fängt man sie auf der Heherhütte, eine Hütte von Laubwerk um einen einzeln stehenden Baum (Leimbaum), der ausgeschnitten und mit Leimruthen besteckt ist; durch einen Uhu oder andere Lockvögel werden die Heher herbeigelockt, durch deren Geschrei wieder andere Vögel, Elstern, Drosseln und Meisen herbeikommen und sich auf den Leimruthen fangen; sibirischer H. (g. infaustus, corvus inf., c. sibiricus), hat schwärzlichen Federbusch, ist oben aschgrau, unten rothgrau; im Norden. 2) (gemeiner H.), so v. w. Elster; 3) so v. w. Tannenheher.

Heiberg (Peter Andreas), geb. 1758 in Dänemark; wurde wegen einiger politischen Schriften des Landes verwiesen u. ging nach Paris, wo er unter Napoleon beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Anstellung erhielt. Als Schauspieldichter ist er nächst Holberg der fruchtbarste unter den dänischen. Einige seiner Stücke behaupten noch auf der Bühne ihren Platz. Wenn er auch dem großen Holberg in Reichthum und Abwechselung, so wie in komischer Kraft und schaffendem Geiste nachsteht, so dürfte er ihm jedoch unter den bloß komischen Schauspieldichtern Dänemarks in den zwei ersten

Eigenschaften am nächsten kommen. In späterer Zeit hat er sich mit politischen und populair-philosophischen Schriften, besonders mit Aufsätzen in franz. Journalen über die neuere dänische Literatur beschäftigt. Er schrieb z. B. »Précis histor. de la monarchie danoise« (Par. 1820); 1821 erschien in dänischer Sprache zu Christiania s. Schrift »Ueber die Todesstrafen« mit Bemerk. über mehrere die Criminalgesetzgebung betreffende Gegenstände. Er sucht darin die Unzulässigkeit jener Strafe zu beweisen, was aber wohl schwerlich nach einer richtigen Ansicht von der Tendenz und Natur derselben den Verfechtern dieser Meinung je wird zugestanden werden. In s. »Lettres d'un Norwégien de la vieille roche« (Paris 1822) — eine Nachahmung der Juniusbriefe — sieht er die Gefahr einer Abänderung der norwegischen Verfassung in zu grellem Lichte.

Heidegger, 1) (Hans Konrad), geb. zu Zürich 1710, Bürgermeister das.; schloß zu Gunsten seines Vaterlandes mit Frankreich und andern benachbarten Mächten vortheilhafte Verträge, gründete manche andere gute Anstalten und st. 1778. 2) (Johann Jakob), geb. 1660 in Zürich, Sohn eines Geistlichen; verließ wegen einer Liebesintrigue seine Vaterstadt, durchwanderte als Bedienter einen großen Theil Europa's und kam endlich, etwa im 40 Jahre, nach London, wo ihn seine Munterkeit und Gewandtheit bald beliebt machte. Seine verständigen Bemerkungen über Theater und Oper erweckten Aufmerksamkeit, worauf einiges von ihm Vorgeschlagene, besonders Dekorationen der Oper, so wohl gefiel, daß ihm Georg II. die Aufsicht über die Oper, dann über die öffentlichen Maskenbälle und endlich über alle öffentlichen Vergnügen ertheilte. Er kam nach und nach so in Ruf, daß kein elegantes öffentliches Gastmahl, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, gegeben werden konnte. Er st. 1749. 3) Geb. um 1780, königl. baierischer Obristlieutenant; ging 1826 mit Erlaubniß

seines Königs nebst andern baierischen Officieren nach Griechenland, um die unglücklichen Griechen gegen die Türken zu unterstützen. Hier war er bei Athen, zu Dropo ꝛc. sehr thätig. Er hat in Griechenland den Charakter als Obrist erhalten.

Heidelberg, Stadt im badenschen Neckarkreise, am Neckar, am Fuße des 2000 Fuß hohen Geißberges oder Kaiserstuhls, und des Heiligenberges; sie liegt an einem der reizendsten Punkte im herrlichen Neckarthale, am linken Ufer des Flusses, über welchen eine schöne, mit den Statuen des Churfürsten Karl Theodor und der Göttin Minerva geschmückte, und mit sechs Altanen versehene steinerne, auf 9 Bogenpfeilern ruhende, 700 Fuß lange, und 30 Fuß breite, Brücke führt, von welcher man die köstlichste Aussicht genießt. Ihr gegenüber erhebt sich, mit Kloster- und Burg-Ruinen gekrönt, der mit Reben bewachsene Heiligenberg. Sie selbst liegt hart am Fuße des 2000 Fuß hohen Kaiserstuhls, zieht sich am Berge hinauf bis zu der prachtvollen Ruine des ehemaligen churfürstlichen Schlosses, welches 1689 nebst der Stadt von den Franzosen verbrannt und 1764 durch einen Blitzstrahl noch mehr zerstört ward. Die Ueberbleibsel dieses großen und im edelsten Style des Mittelalters erbauten Schlosses sind sehr der Betrachtung werth. Besonders merkwürdig ist der Ruprechtsbau, der Rittersaal und die Kirche. In dem Schlosse sieht man als Pfeiler eines Vorgebäudes vier Säulen von Granit, welche von dem Palaste Karls des Großen von Ingelheim hierher gekommen seyn sollen. In seinen Kellern befindet sich das berühmte Heidelberger Faß, welches 250 Fuder faßt. Der Schutt ist jetzt aufgeräumt u. das Ganze durch geschmackvolle Gartenanlagen verschönert. Heidelberg besteht aus der eigentlichen Stadt, der Vorstadt, und der sich bis zu den Schloßruinen hinaufziehenden Bergstadt. In allem enthält es mit dem Dorfe Schlicherbach 1176 H. u. 11,200 Ew. Die Stadt hat

drei katholische, zwei reformirte und eine lutherische Kirche, worunter die reformirte und katholische Hauptkirche zum heiligen Geist, in gothischem Style erbaut, sehr schön ist. Heidelberg ist der Sitz der ältesten und einer der berühmtesten deutschen Universitäten, die schon 1386 gestiftet wurde. Schnell erhob sie sich zu hohem Ansehn, und ihre Bibliothek und vorzüglich ihre Manuskriptensammlung war die bedeutendste in ganz Deutschland; als aber im dreißigjährigen Kriege 1622 Tilly die Stadt eroberte und plünderte, sank sie wieder, und der ganze Schatz von mehr als 500 griechischen, lateinischen und altdeutschen Handschriften ward weggeführt. Als im Jahre 1802 Heidelberg an das Großherzogthum Baden abgetreten wurde, blühte die Universität aufs Neue wieder auf, und der Großherzog Karl Friedrich ist als ihr neuer Stifter anzusehen. Sie hat einen jährlichen Fond von 66,000 Fl., und ist in 5 Sektionen abgetheilt: in die evangel.-theologische mit drei ordentl. Professoren, in die juristische mit fünf, in die medizinische mit vier, in die staatswirthschaftliche mit fünf und in die philosophische mit sieben ordentlichen Professoren. Rektor der Universität ist der Großherzog selbst. Dabei befinden sich ein pädagogisches und philologisches Seminarium, ein medizinisch-klinisches Institut, ein anatomisches Theater, ein akademisches Hospital, Gebärhaus, zwei botanische Gärten und ein Garten für landwirthschaftliche und forstbotanische Vorlesungen. Außerdem besitzt die Universität eine Bibliothek von 60,000 Bänden mit wichtigen Handschriften, ein physikalisches, anatomisches und naturhistorisches Kabinet. Im März des J. 1827 ist der Grundstein zu dem neuen Museum gelegt worden. Ferner findet man in Heidelberg ein Gymnasium, ein männliches und zwei weibliche Erziehungsinstitute, drei Spitäler; Krapp-, Baumwollen-, Wachs- und Lederfabriken. Die Einwohner treiben einigen Handel und Schifffahrt. Von Heidelberg geht die

von den Römern angelegte, sieben Meilen lange, schöne Bergstraße, am westlichen Abhange des Odenwaldes, nach Darmstadt.

Heidelberger Bibliothek. Nach der Einnahme und Plünderung der Stadt durch das Heer des Generals Tilly im Jahre 1622, wurde diese Biblothek von dem Herzoge Maximilian von Baiern als Kriegsbeute angesehen und dem Papste Gregor XV. geschenkt. Der berühmte Leo Allatius holte sie nach Rom ab, wo sie unter dem Namen Bibliotheca palatina eine besondere Abtheilung der vaticanischen Bibliothek bildete. Achtunddreißig von den Handschriften derselben wurden im Jahre 1795 unter den 500 Handschriften, welche nach einem Artikel des Friedens von Tolentino die päpstliche Regierung an die französische Republik abgetreten hatte, nach Paris in die Nationalbibliothek versetzt. Als aber 1815 im pariser Frieden die Franzosen alle geraubte Kunst- und literarische Schätze zurückgeben mußten, trat der Papst nicht nur jene 38 Handschriften an die Universität Heidelberg ab, deren Bibliothek 1703 durch den Ankauf der Grävius'schen Sammlungen gegründet worden war, sondern willigte, auf Oestreichs und Preußens Verwendung, auch ein, daß aus der in Rom befindlichen Palatina sämmtliche altdeutsche Handschriften an Heidelberg zurückgegeben werden sollten. Demzufolge wurden 847 altdeutsche Handschriften, und noch überdies der berühmte Codex palatinus, von des Mönchs Otfried poetischer Umschreibung der vier Evangelien, und vier lateinische, die Geschichte der Universität Heidelberg enthaltende Handschriften, dem zu ihrer Empfangnahme nach Rom geschickten Hofrath Wilken 1816 übergeben, der sie nach Heidelberg überbracht hat. Wiewohl diese Handschriften nur einen geringen Theil der ganzen verlornen Bibliothek ausmachen, so müssen wir uns doch der Rückkehr dieser altdeutschen Handschriften als eines der folgenreichsten Ereignisse für die deutsche Literatur erfreuen, da sie

eine reiche Fundgrube für die Geschichte und Sprache unserer Literatur sind und viele Werke enthalten, von denen außerdem keine Abschriften mehr vorhanden sind, und die aus eben diesem Grunde noch wenig oder gar nicht benutzt worden, da sie den Italienern ganz unverständlich waren, unter den Deutschen aber, die in Rom längere Zeit verweilten, nur wenige Kenner und Bearbeiter unserer Literatur, wie Adelung, Tieck, Glöckle (die sich übrigens auf die Dichterwerke beschränkten), sich befanden. (S. Wilken's »Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten heidelb. Büchersammlungen« (Heidelb. 1817) und d. Art. Wilken.)

Heiden, Ungläubige, heißen in der heil. Schrift und dem Sprachgebrauche der christl. Kirche bis in das Mittelalter, alle Menschen, die weder Juden noch Christen sind, daher zu den Zeiten der Kreuzzüge auch die Türken unter die Heiden gerechnet wurden; jetzt, da man den Muhammedanern die Gerechtigkeit widerfahren läßt, sie, wie die Bekenner des Christenthums und des Judenthums, zu den Verehrern des wahren Gottes zu zählen, versteht die Umgangssprache unter Heiden, Alle, die sich nicht zu diesen drei vorzüglichsten Religionen bekennen. Dieser, wie erhellt, nur negative Begriff, ward von jeher unter Juden und Christen um des Gegensatzes willen häufig gebraucht; was man als gottlos, bös und lasterhaft schildern wollte, nannte man heidnisch, und der heilige Augustinus will auch die Tugenden der Heiden nur für glänzende Laster gelten lassen. Uebrigens hat der Ausdruck Heiden historischen Grund. Als sich das Christenthum im römischen Reiche verbreitete, faßte es zuerst in den Städten Fuß; auf dem flachen Lande, in den Dörfern, erhielt sich die Volksreligion der Griechen und Römer noch lange, nachdem das Christenthum im röm. Reiche schon herrschend geworden war, daher die Verehrer der alten Götter von den christl. Städtern pagani, d. h.

Landbewohner, genannt wurden. Ebenso verhielt es sich in Deutschland. Das Christenthum fand zuerst in den Städten Eingang, in Wäldern und Heiden dienten die Landbewohner (nach dem altdeutschen Ausdrucke »Heiden«) den alten Götzen noch lange, weshalb Heide oder Götzendiener bei uns gleichbedeutend ist. Unter Heidenthum werden nun die gesammten Volksreligionen oder Völker verstanden, die es außer dem Gebiete des Christenthums, des Judenthums und des Islamismus auf Erden gibt.

Heiden (Geogr.), *des Landes*, Departement im südwestlichen Frankreich, zwischen dem atlantischen Ocean, dem Depart. Gironde, Lot und Garonne, Gers und Niederpyrenäen; 173½ QM. groß, mit 265,300 E.; hat den Namen von den großen Heiden oder Sandflächen, *Landes*, erhalten, und ist sehr unfruchtbar. Flüsse darin sind: Adour, Douze, Eyre und Mindon. Einige Eisenhütten und Hämmer, Terpentinölbereitung; Handel mit Holz, Pech, Theer, Terpentin, Weihrauch, Wachs, Branntwein, Vieh, Wolle. Das Departement enthält 3 Bezirke: Mont de Marsan, St. Sever und Dax. Die Hauptstadt ist Mont de Marsan.

Heilbronn, 1) Oberamt im würtemberg. Neckarkreise; 2½ QM. groß, mit 21,500 E. 2) Stadt darin am Neckar; 900 H. 7900 Einw. Gymnasium, Bleiweiß-, Tabaks- und Likörfabriken, Schrotgießereien, Weinbau, Handel. In der Nähe Gipssteinbrüche.

Heilig. Unter dem Begriffe heilig versteht man, was eine größere Ehrfurcht erweckt und zur Bewundrung und Anbetung hinreißt. Alles was göttlich ist oder im Menschlichen sich der göttlichen Natur nähert; was Segen und Glück bringt, den Sterblichen Schutz angedeihen läßt, oder ihn über das Gemeine erhebt; Alles, was ihn in nähere Berührung mit Gott bringt, und in ihm eine höhere Würde, ein Gefühl seiner schönen, ewigen Bestimmung erregt, ist und nennt

man heilig. Daher auch die Tugenden, und selbst die Gedanken und Empfindungen, die uns heiligen, d. h. die uns dem irdischen und dem gemeinen Leben entheben, und zu der unsichtbaren Welt in Ahnen und Hoffen hinübertragen, heilig sind. Die Religion, weil sie ein Inbegriff solcher Gedanken und Empfindungen ist, ward daher auch von jeher für heilig erachtet; doch nicht allein ihre Lehren, sondern Alles, was in ihren Kreis gehört, ihre Symbole, die Oerter, wo Gott verehrt wird, oder die zu andern religiösen Handlungen bestimmt sind, die Geräthschaften ꝛc. nehmen Theil an der Heiligkeit ihres Zweckes. Dieser Begriff der Heiligkeit ging auch auf die Diener der Religion über, welche bei allen Völkern für heilig und unverletzlich erklärt waren und sind. Eben so erblickten die Unterthanen in ihren Regenten etwas Göttliches und somit Heiliges; ja in vielen Staaten waren manche Magistratspersonen für heilig (Sacro-Sanct) durch die Gesetze erklärt; darum heißen auch im Orient die Könige die Gesalbten des Herrn. Die Volkstribunen waren zur Zeit der römischen Republik Sacro-Sanct, und auch die Cäsaren waren, da sie ein immerwährendes Tribunat an sich rissen, heilig und unverletzlich; überhaupt ist der Begriff von der Unverletzlichkeit stets mit dem der Heiligkeit verknüpft gewesen; dem Heiligen darf sich ohne ein Verbrechen keine verletzende Hand nahen. Das Gefühl der Achtung vor dem Heiligen, ist tief in die menschliche Natur gegründet; seinen ersten Ursprung verdankt es der Sinnlichkeit; eine Furcht- oder Staunenerregende, eine Schaudererweckende, oder die Seele erhebende Naturerscheinung flößt dem Naturmenschen Ehrfurcht ein, und dringt sich als heilig auf, in deren Nähe er nur anbetend verweilen kann; so wurden und werden noch große gewaltige Naturphänome, unerklärliche und seltene Naturbegebenheiten ꝛc. von den Wilden für heilig gehalten; so flößte das Dunkel der Wälder dem alten Deutschen jenen unbe-

stimmten, heiligen Schauer ein, der ihn die Nähe eines höhern und unsichtbaren Wesens ahnen ließ. Der große Wasserfall des Niagara hat auf die Wilden Amerika's dieselbe Wirkung und sie beten ihn an, zwar als den Aufenthalt eines höhern Geistes, aber immer ist er ihnen doch eine heilige Stätte. Gewaltige Ströme und hohe Berge, die Sonne, der Mond, das Himmelsgewölbe mit seiner Sternensaat wirkten in gleicher Art auf die Gemüther der ungebildeten Nationen, und deswegen wurden diese Weltkörper auch in so verschiedenen Ländern zu göttlichen und heiligen Wesen erhoben. Der so oft vorkommende Ausdruck im Homer: »die heilige Meeresfluth,« ist nicht so sehr poetisch als psychologisch wahr; die Empfindung, jenen unnennbaren, heiligen Schauer, von dem sich der Mensch bei seinem Anblicke durchdrungen fühlte, trug er auf den Gegenstand selbst über; so wie denn die meisten Heiligthümer ihre Heiligkeit mehr dem innern, den Menschen selbst heiligenden Gefühle verdankten, als ihrem eigenen Werthe.

Heilige (nach dem Lehrbegriffe des Katholicismus) sind jene Frommen, welche nach ihrem Tode, entweder gleich, oder erst durch das Fegefeuer (s. d.) gereinigt, zum Anschauen Gottes gelangen, einer ewigen Belohnung für ihre hienieden ausgeübten Tugenden genießen, und die, als Glieder der siegenden Kirche, mit ihren Brüdern in der streitenden Kirche noch immer in wirksamer Verbindung stehen; denn Ein Band der Liebe vereint beide Welten. Die Menschheit wird also geadelt durch diese Seligen, die aus ihr hervorgegangen. Daher hat die allgemeine Mystik des Katholicismus einen Contact zwischen der streitenden und der triumphirenden Kirche (den vollendeten Brüdern) angenommen. Dies führt von selbst auf die Lehre von den Heiligen. — Worin die Seligkeit der Vollendeten eigentliche bestehe, ist nicht zu begreifen; die moralische Belohnung, die die Seligen genießen, ist eine göttliche. Es scheint aber die Entfernung der seli-

gen Himmelsbürger von dem Interesse ihrer noch ringenden Brüder nicht so ganz zu trennen. Wenigstens gibt uns die Bibel verschiedene Spuren, daß sie noch um die Begebenheiten dieser Welt wissen. Wie nun dies geschehe, ob sie die Dinge in Gott sehen, oder wie sonst, läßt sich nicht bestimmen. Sie werden uns mehrmal als Mitregenten Jesu vorgestellt, als z. B. vom Paulus (Tim. 2, 12.), in der Offenbarung Johannis an verschiedenen Orten. Das christliche Alterthum hat die Seligen angerufen. Origenes, ein Schriftsteller des 3. Jahrh., sagt schon: »Wer zweifelt wohl, daß die Heiligen (unter denen er nach dem Contexte freilich nur lebende Mitchristen versteht) durch ihre Gebete uns helfen und uns durch die Beispiele ihrer Thaten stärken und ermuntern?« Schon im 4. Jahrh. war es üblich, die Märtyrer anzurufen. Es ist gewiß ein tröstlicher Gedanke, wenn man mit seinen seligen Mitbrüdern noch in einer wirksamen Verbindung steht: ein Gedanke, der bei Schwachen den großen Abstand zwischen dem Allerheiligsten und dem sündigen, schwachen Betenden ausfüllen hilft; ein Gedanke, der uns immer an das Uebersinnliche Gottes heftet, uns an die Unsterblichkeit, an die Belohnung der Tugendhaften erinnert und auf ihre Nachahmung hinweist. Wenn man überhaupt das Beten der Menschen als etwas Heilsames erkennt, so wird man auch dieses Berufen auf vollendete Gerechte nicht tadeln wollen, um so weniger, da man sich auf solche Weise überzeugt hält, daß die Tugend kein leerer Name, daß das Pflichtgesetz mit des Herrn Gnade erfüllbar und große Seligkeit auf den redlichen Dulder warte. — Es versteht sich von selbst, daß die Seligen nicht Mittler zwischen Gott und dem Menschen sind: nur Einer ist Mittler, unser Herr Jesus Christus. Von jeher hat dies die katholische Kirche anerkannt, und es ist, wenn Einzelne in ihrer Heiligenverehrung zu weit gehen, dies kein Vorwurf für die Kirche. Jedenfalls ist ein solches Zuweitgehen

einzelner Katholiken minder tadelnswerth als eine Gesinnung, die, weil nicht genährt durch einen praktischen Unsterblichkeitsglauben, kalt gegen die Idee der Unsterblichkeit und die himmlischen Dinge ist. Die Kirche hat ihre Ansicht, jedoch nicht als Glaubens-, sondern nur als Disciplinarvorschrift, in folgendem Decret der 25. Sitzung der trienter Synode ausgesprochen: »Die heilige Synode befiehlt allen Bischöfen und sonstigen Kirchenlehrern und Seelsorgern, daß sie die Gläubigen über die Fürbitte der Heiligen und deren Anrufung und über die Ehre der Reliquien, sowie den gesetzmäßigen Gebrauch der Bilder nach dem Gebrauche der katholischen und apostolischen Kirche, so von den ersten Zeiten der christlichen Religion an angenommen worden, und gemäß der Uebereinstimmung der heiligen Kirchenväter und den Decreten der heiligen Concilien unterrichten, und zwar sie lehren: daß die Heiligen mit Christus regieren, daß sie ihre Gebete für die Menschen Gott darbringen, daß es gut und nützlich, nicht nothwendig, sey, sie flehend anzurufen, und wegen der von Gott durch seinen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, welcher allein unser Erlöser und Seligmacher ist, zu erlangenden Wohlthaten, zu ihrem Gebete und Hülfe Zuflucht zu nehmen; daß aber Diejenigen, welche läugnen, daß die Heiligen, ewiger Seligkeit im Himmel genießend, anzurufen seyen, oder die behaupten, daß sie für die Menschen nicht bitten, oder daß deren Anrufung, daß sie für uns Einzelne bitten, Abgötterei sey, oder mit dem Worte Gottes streite und der Ehre des einzigen Mittlers Gottes und der Menschen, Jesu Christi, widerstreite, oder daß es thöricht sey, die im Himmel Regierenden mit Worten oder im Gemüth zu bitten, nicht gottselig denken. Die Synode befiehlt ferner zu lehren, daß der heiligen Märtyrer und übrigen bei Christus lebenden heiligen Leiber, welche lebendige Glieder Christi und ein Tempel des heiligen Geistes waren, von ihm (Christus) zum ewigen Leben zu erweckend

und zu verherrlichend, von den Gläubigen verehrt werden dürfen, wodurch den Menschen viele Wohlthaten von Gott geleistet werden, so daß Diejenigen, welche behaupten, daß den Reliquien der Heiligen Verehrung und Ehre nicht gebühre, oder daß sie und andere heilige Denkmäler von den Gläubigen unnützer Weise verehrt werden, und daß das Andenken der Heiligen, um ihre Hülfe zu erlangen, vergebens begangen werde, allerdings zu verdammen seyen, gleichwie sie schon früher die Kirche verdammt hat und auch jetzt verdammt. Die Synode befiehlt endlich zu lehren, daß die Bilder Christi, der Jungfrau Gottesgebärerin und übrigen Heiligen vorzüglich in den Kirchen zu haben und zu behalten, und ihnen die schuldige Ehre und Verehrung zu widmen sey, nicht als ob man glaube, daß ihnen eine gewisse Göttlichkeit oder Kraft inwohne, wegen welcher sie zu verehren, oder daß von ihnen etwas zu bitten, oder daß auf Bilder das Vertrauen zu setzen sey, wie ehemals geschah von den Heiden, welche auf ihre Götzen ihre Hoffnung setzten, sondern darum, weil die Ehre, welche man ihnen erweist, auf das abgebildete Wesen, welches sie vorstellen, bezogen wird, so daß wir durch die Bilder, welche wir küssen und vor denen wir das Haupt entblößen und knieen, Christum anbeten und die Heiligen, deren Aehnlichkeit sie darstellen, verehren — wie es in den Decreten der Concilien, vorzüglich der II. nicäischen Synode gegen die Bilderstürmer geordnet worden ist.« Die Verehrung der Heiligen ist also nicht als nothwendig erkannt, sondern der Privatmystik eines Jeden überlassen. Die Kirche hat nur dafür zu sorgen, daß der Glaube an den Mittler nicht Schaden leide, daß aus der dulia — wie die Theologen die Heiligenverehrung nennen — keine latria — Gottesverehrung werde. — Insbesondere nennt man aber Heilige jene Seligen, welche die Kirche als solche zur Verehrung ausgesetzt hat. Die Märtyrer wurden gleich als Heilige anerkannt und in den sogenannten Ka-

non der Meſſe aufgenommen. Die Biſchöfe beſtimmten, welche als ſolche zu betrachten. Ob nun gleich überhaupt keine Gewißheit vorhanden, daß die als heilig erklärten Perſonen wirklich ſelig ſeyen, und ein hierin begangener Irrthum auch weiter keine weſentlich nachtheiligen Folgen auf die religiöſe Erbauung hat, ſo war es doch wichtig, in dieſes Geſchäft Ordnung zu bringen, und daher geſchahen ſpäterhin die Heiligſprechungen durch das Kirchenoberhaupt, nachdem vorher ein geiſtlicher Proceß mit Aufſtellung eines advocati Christi und eines advocati diaboli — woraus nebenbei auch zu ſehen, daß ſelbſt im Heiligſprechungsproceß die Verhandlungsmaxime der Unterſuchungsmaxime vorgezogen wurde — geführt worden. — Daß die Reliquien der Heiligen werth geachtet worden, darf nicht Wunder nehmen. Alle Völker haben die Reliquien großer Männer hoch geehrt, der Aegypter machte ſeine Vorfahren zu Mumien. Wenn man in der Münſterkirche zu Aachen ſich die Reliquien Kaiſer Karls des Großen zeigen läßt, wenn man auf ſein Grab tritt, wenn man ſeinen Kaiſerſtuhl berührt, ſo wird es dem Deutſchen wonnig ſchauerlich. Was bei politiſchen Helden gilt, muß um ſo mehr bei religiöſen Helden gelten. Daß ſie übrigens Gegenſtand der Privatmyſtik und daher nicht nach kalten Regeln eines regelrechten Verſtandes zu beurtheilen ſey, verſteht ſich von ſelbſt. — Es iſt eine der höchſten Erſcheinungen des Mittelalters, daß die Kirche die Künſte, welche ſonſt dem Heidenthume dienten, ſich dienſtbar zu machen wußte; A. W. v. Schlegel hat dieſen Bund der Kirche mit den Künſten beſungen. Dieſem Bunde hat man ſo manches ſeelenergreifende Heiligenbild zu verdanken. Jene rohe Horde, welche die Bilder als angeblich ſtörendes Beiwerk zerſtörte, findet in einer kunſt- und gefühlliebenden Zeit keine Verthediger mehr. Man erkennt es an, daß der Menſch ganz zu erfaſſen, nicht bloß ein Geiſt abſtract ſey. — Leibnitz in ſ. »Systema

theologiae« hat die katholische Ansicht der Heiligenverehrung vertheidigt, und insbesondere gegen den, den Katholiken häufig gemachten Vorwurf, daß sie durch ihre Heiligen den Himmel mit Göttern, an der Stelle der gestürzten Götter des Heidenthums, bevölkert haben, was auch Buchholz in seinen »Philosoph. Untersuchungen über die Römer« behauptet, Folgendes bemerkt: »Hat man nun diese Vorsichtsmaßregeln angewandt, damit das Höchste in der Religion gerettet und die göttliche Lehre nicht beeinträchtigt werde, so werden wir mit Augustin Vieles in der Kirche ertragen können, welches, wofern es mit Klugheit thunlich ist, zu seiner Zeit mit Nutzen verbessert werden dürfte; daher handeln Jene weder recht noch liebevoll, welche der Kirche heidnische Abgötterei anschuldigen. Sie sagen zwar, die Heiden haben ihre Götter verehrt als dem höchsten Gott untergeordnete Wesen, und diese seyen von den Heiligen der Christen in nichts unterschieden, als daß jene der Heiden — Götter genannt werden. Allein dies ist eine unbillige Anklage; denn ohne in Betracht zu ziehen, daß die Götter und vergötterten Vorfahren der Heiden dieser Ehre unwürdige Menschen waren (von den Heiligen aber ist bekannt, daß sie Freunde Gottes sind), und alle Verehrung der Engel und Heiligen sich auf Gott beziehe, der seinen Engeln unsertwegen Befehle gegeben hat, und durch die Bitten der Heiligen sich bewegen läßt, die Götter der Heiden aber nicht als Diener, sondern als Jupiters Gehülfen verehrt wurden; ohne dieses, sage ich, in Betracht zu ziehen, besteht die Sache darin, daß die Heiden weder in ihrem Jupiter, noch in irgend einem andern ihrer Götter jenes unendliche und höchst vollkommene Wesen genugsam anerkannt haben. Darum waren alle ihre Götter, die höchsten nicht einmal ausgenommen, nichts Anderes als Götzen, wenigstens so viel aus ihrer öffentlichen Verehrung bekannt ist. Die Christen aber, die jenem höchsten, ewigen und unendlich vollkommenen

Wesen göttliche Ehre erweisen, machen sich, so viel sie auch andern Dingen von unendlicher Vollkommenheit, ohne die Gott allein gebührende Ehre zu verletzen, zugestehen, keiner Abgötterei schuldig, indem sie bekennen, daß selbst jene Vollkommenheiten aus der Quelle der göttlichen Güte ihnen unverdient zufließen. Soweit Leibnitz. Wenn wir noch eines Vortheils der kathol. Heiligenansicht erwähnen sollen, so wäre es der, daß durch die Heiligen dem Christenthume eine reiche zum christl. Heldenmuth, wie zum christl. Dulden einladende Geschichte gegeben ist, welche, obgleich zu sichten, immer ein unterhaltender Theil der Erbauung bleiben wird. Bekanntlich sind in dem Brevier der kathol. Geistlichen für jeden Tag die Begebnisse eines Heiligen verzeichnet.

Heilige Allianz, ein Bund der meisten christlichen Fürsten Europa's, im Geiste des wahren Christenthums abgefaßt. Eifersucht, Vergrößerungssucht, Leidenschaften, Intriguen, kurz das ganze verwirrte Gewebe und die Schlangenwindungen der alten Politik sollten aus dem Kreise der Fürsten und ihren Kabinetten weichen, und ihre Stelle ein christlicher Sinn einnehmen. Die Herrscher verbanden sich, nach den Grundsätzen der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens, ihre Völker im Innern zu regieren, und den Staatsverkehr nach Außen zu leiten. Die Idee zu einem solchen Vereine wurde zuerst vom Kaiser Alexander I. aufgefaßt; 1815 den 22. Septbr. wurde die Bündesakte von ihm, dem Kaiser Franz I. und dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm III., unterschrieben; worauf sie zuerst 1816 durch den Kaiser Alexander und bald darauf von den beiden andern Monarchen besonders bekannt gemacht wurde. Auf die eigenhändige Einladung des Kaisers Alexander, welcher der Kaiser Franz und der König von Preußen, jeder einzeln, folgte, sind die meisten christlichen Mächte, die Fürsten und freien Städte des deutschen Bundes,

die Tagsatzung der Schweiz dem Bunde beigetreten; doch vom Papste, dem Könige Ludwig XVIII. und dem Prinzen-Regenten wurde er nicht förmlich angenommen. Beide Letztere schlossen sich zwar durch eine eigenhändige Erklärung dem Vereine an, jedoch ohne Beistimmung der Kammern und des Parlaments ihres Reiches. Einer solchen Legatisation bedurfte die Akte auch nicht, da sie nichts enthielt, als persönliche Willens-Aeußerungen der Souveräne, und Maximen, die ihr Verfahren leiten sollten. Aus dieser Ursache darf man diese Bundesakte für keinen förmlichen Staatsvertrag betrachten. Sie stellt keine wechselseitigen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten auf, bestimmt ausdrücklich keine Art von Leistungen. Ihr Zweck war Errichtung eines Freundschaftbündnisses unter den Monarchen, das Bekenntniß ihrer Grundsätze in der Verwaltung ihrer Staaten und deren äußere Verhältnisse der Welt offen vor Augen zu legen; zugleich versprachen sie, diese Maxime aufrecht zu erhalten, und bei ihrer Handhabung gegenseitig sich Hülfe und Beistand zu leisten. Deswegen enthält auch der Satz, daß die Unterthanen aller christlichen Fürsten einander in allen Fällen Hülfe und Beistand leisten sollen, keinen Staatsvertrag, indem unter einer publicistisch-stipulirten Form eine solche Obliegenheit festgestellt werde; sondern sein Sinn ist, daß der Grundsatz der christlichen Moral, ein Mensch sey sittlich verpflichtet, dem andern in Nöthen beizustehen, auch auf die Staaten ausgedehnt werden soll, in so weit treten ebenfalls bei ihnen, wie bei den Einzelnen, die Berücksichtigung der Bedingungen ein, unter denen der Grundsatz in Anwendung kommen darf, und der Eine verpflichtet ist, Hülfe zu leisten, und der bedrängte Andere, sie zu fordern. Ferner gelobt sich der Bund die Anerkennung eines Status quo des Besitzes der jetzigen Regierungen und der Integrität ihrer Gebiete, die friedliche Auseinandersetzung ihrer Uneinigkeiten und die Durchführung

alles deſſen, was ſie für gerecht und weiſe halten, wodurch die Akte, im Gegenſatze der alten Politik, die, weil ſie Erbſtück von Griechen und Römern war, man auch die heidniſche nennen könnte, zu einem chriſtlich-politiſchen Normativ für alle Regierungen wurde. Auch hat keine bisher wider die andere das Schwert ergriffen, und nur Inſurrektionen und erpreßte Verfaſſungen unterdrückt; folglich ihre Legitimität nach den ausgeſprochenen Grundſätzen bewährt. Vielleicht wären, ohne Großbritanniens und Nordamerika's Weigerung, die Grundſätze der Heiligkeit des Beſitzſtandes der einzelnen europäiſchen Mächte auch auf die Colonien derſelben ausgedehnt worden. Damit die heilige Allianz in gegeben Fällen in Wirkſamkeit trete, bedarf es jedesmal beſonderer Staatsverträge, wie es bei den Empörungen in Neapel, Sardinien, Spanien und Portugal geſchah. Der Bund will ein legitimes moraliſches Ruheſyſtem des europäiſchen Staatenbundes als Ideal der höhern Diplomatik aufſtellen. Aber allerdings liegt in der Auslegung, auch in der im »Conservateur Impérial« zu Petersburg v. 14. März 1817, Alles, was die Herrſcher nach ihrer Anſicht für gerecht und weiſe halten. Indeß bedurfte dieſes politiſche Glaubensbekenntniß der Monarchen, um in die Praxis der europ. Staatskunſt überzugehen, beſonderer Staatsverträge. Dieſe Wirkſamkeit hat der Bund erlangt durch die auf dem Congreſſe zu Aachen von 8 Staatsminiſtern unterzeichnete »Déclaration des Monarques« vom 15. Nov. 1818; hierauf folgte ſ. Anwendung durch die Beſchlüſſe der Congreſſe zu Laibach und Verona. Verſchieden urtheilen über die Dauer dieſer Allianz Buchholz in ſ. »Monatsſchrift für Deutſchland,« Sept. 1825, und Ancillon in ſ. Schrift: »Ueber den Geiſt der Staatsverfaſſung ꝛc.« Vgl. Schmidt-Phiſeldeck: »Die Politik nach den Grundſätzen der heil. Allianz,« Kopenh. 1822. Ob Frau v. Krüdener zu der Entſtehung des heil. Bundes mitge-

wirkt habe, ist eine müßige Frage. Er ist das Werk Alexanders I. In jedem Fall wird er, wenn er auch nicht einen ewigen Frieden herstellt, in der Geschichte der europ. Staatskunst Epoche machen.

Heilkunst ist die Kunst, den kranken Zustand des Menschen zu entfernen. Der Arzt muß zuerst eine genaue Kenntniß von der Gattung der Krankheit erlangen, und dann sich eine Idee bilden, sowohl von dem wiederherzustellenden gesunden Zustande, als von der Möglichkeit und den Mitteln, solche Idee bei dem gegenwärtigen kranken Zustande auszuführen. Da diese Idee zuerst gebildet, und dann erst, und zwar nicht durch den Begriff selbst, sondern durch fremden Stoff ausgeführt wird, so tritt eben dadurch die Medicin in die Reihe der Künste, folglich auch der Arzt in die Reihe der Künstler.

Heilmethode (Curmethode), heißt die Weise, nach einem Plane, den sich der Arzt aus der Erkenntniß der Krankheit, aus der Würdigung der Verhältnisse des Kranken und aus den Wirkungen der Arzneimittel, zur Heilung entwirft. Eine solche Curmethode muß sich der Arzt bei jedem einzelnen Falle vorzeichnen, wornach er sein Handeln einrichtet, wenn er Anspruch auf den Namen eines rationellen Arztes machen will. Man theilt die Heilmethoden in allgemeine und specielle, je nachdem sie sich auf einen allgemeinen oder speciellen krankhaften Zustand des Menschen richten. So ist die Methode gegen sthenische und asthenische Krankheiten überhaupt eine ganz allgemeine; insofern wir sie den verschiedenen Krankheitsformen als Gattungen, z. B. Fiebern, Entzündungen, Ausschlägen anpassen, wird sie generell; speciell aber, wenn wir sie nach einzelnen bestimmten Krankheiten, z. B. dem Scharlach, den Pocken, der Hundswuth, einrichten. Eigentlich verlangt eine jede Krankheit eines jeden Individuums ihre eigne Heilmethode, indem keine Krankheit mit der andern völlig gleich, fast eine jede mit mehreren oder wenigern Zeichen anderer Krankheiten

verbunden ist, und dies begründet die in der Klinik zu lehrende individuelle Heilmethode. Es zeigt von wahrer Kunst, eine der Krankheit völlig anpassende Heilmethode zu erfinden. Von jeher sind auch bei ähnlichen Krankheiten nach der Verschiedenheit der Aerzte und der Zeiten immer verschiedene Heilmethoden angewendet worden, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß häufig ganz verschiedene Heilmethoden zu derselben Veränderung im Körper führen, wenn dies gleich von dem Laien in der Medicin als etwas Unmögliches ausgegeben wird, weil er es nicht einsehen kann.

Heiligen Geistsorden, 1) Heinrich III. wurde 1573 zu Pfingsten, zum Könige von Polen erwählt und das Jahr darauf gelangte er zur nämlichen Zeit zur Krone Frankreichs. Da auch sein Geburtstag auf Pfingsten fiel, so sah er dies Fest als ein ihm besonderes günstiges an und stiftete daher am 30. Decbr. 1578, ihm zu Ehren, einen Orden, der in Beziehung auf dies Fest, den Namen des Ordens des h. G. erhielt. Die Erlangung dieses Ordens setzt immer den Besitz des zweiten französischen, des Michaelsordens, voraus. Aus einer Klasse bestehend, zählt er, auswärtige nicht mitgerechnet, 100 Mitglieder. Von diesen erhalten die 30 ältesten, aus der Dotation des Ordens, 6000 und die übrigen 3000 Livres jährlich. Auswärtige genießen keine Einkünfte. Das Ordenszeichen ist ein grünes Kreuz mit goldenen Lilien zwischen den 4 Theilen desselben. In der Mitte schwebt eine weiße Taube niederwärts. Auf der Kehrseite ist das Bild des Erzengels Michael, wie er den Drachen niedertritt. An einem himmelblauen Bande wird es von der Rechten zur Linken und auf der Brust ein silberner Stern, ganz wie die Vorderseite des Ordenszeichens, getragen. Nur Katholiken können ihn erhalten. Das Ordensfest d. 1. Januar, an welchem die Ritter in einer glänzenden Festkleidung erschienen. Von 1792 bis 1814 war

er erloschen. Ludwig XVIII. rief ihn wieder ins Leben zurück. 2) H. G. in Saxia zu Rom, gestiftet vom Papst Innocenz III. 1198, zur Pflege kranker Pilgrimme, Armer und Findlinge, welche in dem Hospital des H. G. zu Rom bei der Kirche St. Maria in Saxia aufgenommen wurden. Die Ritter befolgen die Regeln des heiligen Augustin, tragen schwarzes Gewand, worauf ein zwölfeckiges Patriarchenkreuz ist, und haben ein jährliches Einkommen von 100,000 Fl.

Heim (Ernst Ludwig), Dr., königl. preuß. Geh.-Medicinal-Rath, ein noch rüstiger Greis zu Berlin, allgemein geschätzt als Mensch, verehrt als tief erfahrner Heilkünstler, geb. d. 22. Juli 1747 zu Solz. In seiner frühsten Jugend gewann er besondere Vorliebe für den ärztlichen Beruf, für welchen ihn auch, wegen seines flüchtigen Wesens, der Vater tüchtiger als zum theologischen erklärte. Der Tod seiner Mutter (1764), den er einer falschen Behandlung zuschrieb, befestigte seinen Entschluß. In demselben Jahre bezog er mit seinem Bruder Anton das Lyceum zu Meiningen und 1766 allein die Universität Halle, trieb unter Junghans mit Vorliebe Botanik und erlangte schon nach drei Jahren eine nicht unbedeutende Praxis. Seine Freundschaft mit dem die Universität besuchenden, einzigen Sohne des berühmten Leibarztes Friedrichs II., Geheimeraths Muzel, entschied die Wendung seines Schicksals. Beide promovirten an Einem Tage und traten dann ihre wissenschaftliche Reise an, deren Kosten Muzel's reicher Vater allein bestritt. In Deutschland, Holland, England, Frankreich wurde Bekanntschaft mit berühmten Männern und Anstalten gemacht. Banks in London schätzte in ihm den Kenner der Kryptogamen und übergab ihm seine reiche Sammlung zum Ordnen, weshalb Heim nach Oxford zur Quelle ging, weil hier Dillenius's Sammlung aufbewahrt wurde. In Paris ward bei Thouin, Adamson und Aublet nicht nur das botanische Studium, sondern auch die Anatomie

im Hôtel Dieu unter Desoult praktisch fleißig fortgesetzt. In Straßburg erstieg er die äußerste Spitze des Münsters und ritt auf dem Querbalken des Kreuzes 475 Fuß hoch über dem Straßenpflaster. In Deuschland fesselten ihn vorzüglich die Botaniker Medicus, Necker, Kölreuter, Gärtner und Schreber. Im Frühjahre 1775 trennten sich beide Freunde. Muzel kehrte nach Berlin, Heim ins Geburtsland zurück. Aber schon im Herbst rief auch ihn die Freundschaft nach Berlin; er setzte seine medicinischen Studien fort, ward 1776 Physikus in Spandau und bald darauf Kreisphysikus im Havellande. Als Arzt erwarb er sich solchen Ruf, daß er selbst in Oranienbaum und Berlin zu Rathe gezogen wurde. Seine Lebendigkeit und frühe Entwöhnung des Schlafs, dem er nie mehr als 5 Stunden widmete, kamen ihm zu Statten; für Botanik blieb fast keine Minute mehr. Doch ward der Rector Christ. Conrad Sprengel sein Schüler, dem wir das Werk »Ueber die Befruchtung der Blumen durch Bienen« verdanken. Den berühmten Alexander von Humboldt unterrichtete er als achtjährigen Knaben in der Pflanzenkunde; auch hatte er den größten Einfluß auf des Oberforstmeister Burgsdorf Leistungen in der Holzzucht. Hedwig verewigte seinen Namen durch das Hypnum Heimii. Erst 29 J. alt und noch von zartblühendem jugendlichen Aeußern, erwarb er sich das allgemeinste Vertrauen unter Hohen und Niedern; letztere behandelte er auf das menschenfreundlichste und ward so der Wohlthäter vieler Tausende. 1780 zog er nach Berlin, ward Leibarzt bei der Prinzessin Amalie mit dem Charakter eines Hofraths und zeichnete sich als einer der glücklichsten und thätigsten Aerzte Berlins aus. Seine starke Praxis (3—4000 jährlich heilte er unentgeltlich) verstattete nicht, daß er in irgend einem Hauptwerke als Schriftsteller auftrat. Es ist ohnedies fast unbegreiflich, wie er 50, 60, 70, ja bis 80 Krankenbesuche täglich in einer so weit-

läuftigen Stadt bestreiten konnte. Dennoch hat die Heilkunde seinem unverminderten Fleiße, seiner langen Erfahrung und seinem glücklichen Scharfsinne folgende Resultate zu verdanken: 1) die Entkräftung des Vorurtheils, daß das Fleisch des mit der Franzosenkrankheit behafteten Rindviehes schädlich sey; 2) Entzündungen des Gehirns, der Brust und des Unterleibes sind die häufigsten Kinderkrankheiten, wo nur durch Blutentziehung zu helfen; 3) Scharlach, Rötheln und Masern können nur durch den Geruch am zuverlässigsten unterschieden werden; 4) Erkennung der echten oder falschen Pocken an den hinterlassenen Narben, noch viele Jahre nach überstandener Krankheit; 5) leichte und bestimmte Erkennung der Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter; 6) Diagnose und Behandlung der idiopathischen Herzentzündungen und deren Unterscheidung von der Pleuresie und Pneumonie; 7) Heilung der acuten Wasserköpfe durch Begießung mit kaltem Wasser; 8. Heilung der Structuren der Urethra bloß durch Anwendung der Darmsaiten bis zur Dicke gewöhnlicher Bougies; 9) Einführung des Arseniks zum innerlichen Gebrauche zuerst in den berliner Apotheken. — Er war der Erste, der in Berlin die Kuhpocken impfte. Sein Ruf stieg mit jedem Jahre. Er ward nach und nach Leibarzt der Prinzessin und des Prinzen Ferdinand, Arzt der Königin der Niederlande und des Kurfürsten von Hessen, während ihrer Anwesenheit in Berlin, später auch des Prinzen und der Prinzessin Radzivil. 1799 ertheilte ihm der König den Charakter eines Geheimenraths und 1817 den rothen Adlerorden 3. Cl. Darauf gab ihm der König von Schweden den Nordsternorden. 1816 besuchte er die Heimath und erstieg, bei einem Abstecher in die böhmischen Bäder, im 70. Jahre den Milleschauer Berg bei Teplitz. Am 15. April 1821 feierte er sein Doctorjubiläum, wobei »Nachrichten von seinem Leben« erschienen (Berlin 1823, 2. Aufl.). Am 27.

März 1830 beging er mit s. Frau die Feier ihrer goldenen Hochzeit, zu welcher der Oberprediger Fiedler in Spandau, derselbe Geistliche, welcher vor 50 Jahren das Ehepaar verbunden hatte, noch ein Mal den Segen sprach. Herzliche Glückwünsche und Festgeschenke von der Familie und den zahlreichen Verehrern des allgeachteten Mannes, gingen von allen Seiten ein. Der Jubilar erfreut sich noch immer eines kräftigen Wohlseyns; sein froher Sinn und sein Humor, die ihn zu einem Manne des Volks gemacht haben, sind noch jetzt seine steten Gefährten. Drei Töchter sind verheirathet und ein Sohn ist praktischer Arzt in s. Nähe.

Heimfallsrecht, s. Aubaine (Droit d').

Heimweh (nostalgia). Es ist anfangs mehr eine Geistes- als Körperkrankheit; doch bei längerer Dauer greift sie auch diesen an und kann endlich so heftig werden, daß sie die Gesundheit untergräbt und den Kranken dem Tode zuführt. Sie entspringt aus einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach dem Vaterlande und den Angehörigen. Merkwürdig ist, daß die Bewohner der rauhesten Länder, die wenig Angenehmes ihnen zu bieten haben, und wo sie nur unter mühevoller Arbeit ihren Lebensunterhalt gewinnen können, am ehesten das Heimweh bekommen, wenn sie längere Zeit von ihrer Heimath entfernt sind; vorzugsweise sind die Bewohner der Gebirge vor denen der Ebene zu dieser Krankheit geneigt. Der arme Schweizer und Schotte fühlen in der Fremde einen heftigen Zug zum Vaterlande, während der Italiener, Franzose und Deutsche viel leiser von der Erinnerung des Vaterlandes berührt wird. Ueberhaupt scheinen die Ungebildeten häufiger und stärker dem Heimweh unterworfen zu seyn, als der Gebildete: so sehr entkräftet und schwächt die Vermehrung der Ideen und Erweiterung des Geistes die Gefühle des Herzens. Der rohe Samojede und Kamtschadale hat eine Sehnsucht zum Vaterlande,

der ein Gebildeter nicht fähig ist. Die ersten Spuren der Krankheit zeigen sich im Gemüthe; der Kranke ist mißmüthig, niedergeschlagen, traurig; sein Geist beschäftigt sich nur allein mit dem Andenken an die Heimath und seine Verwandten, und verschließt sich jedem Eindrucke der Freude, oder einer anderen, hiervon ablenkenden Vorstellung; er hat nur Eine Empfindung: den Wunsch nach Hause. Der Appetit schwindet, die Verdauung leidet, das Gesicht wird blaß, das Auge trübe, die Miene leidend. So entwickelt sich allmählig eine wirkliche Melancholie. Der Kranke weint, seufzt, der Athem wird bang und schwer, der Schlaf unruhig, aufreizende Träume quälen ihn, der Puls ist unregelmäß, der Kranke leidet oft an Herzpochen, und die Verzweiflung liegt in jedem Zuge des Gesichts. Hierzu gesellen sich oft Krämpfe. Bisweilen endet ein plötzlicher Nervenschlag das Leben, oder, was gewöhnlich ist, der Kranke verfällt in eine Abzehrung und ein hektisch-nervöses Fieber bringt ihn endlich ins Grab. Eine Heilung ist schwer, wenn der Leidende nicht nach der Heimath zurückkehrt; ärztliche Hülfe vermag wenig, am meisten noch Zuspruch, die Erwartung der Hoffnung, daß er sein Vaterland bald wieder sehen werde; welche Aussicht schon manchen Nostalgisten allein geheilt hat; eine sanfte, freundliche Behandlung und Zerstreuung, wenn der Kranke für sie empfänglich gemacht werden kann. Selten erreicht das Heimweh eine solche Höhe; doch ist es immer eine gefährliche Krankheit, und macht andere Leiden, zu denen es sich sehr gern gesellt, da Krankheit bei einem vom Hause Entfernten leicht den Wunsch nach den Seinigen und ihrer Hülfe anregen kann, für die Arzneikunst unheilbar.

Hein (Peter Petersen), geb. zu Delftscharen 1557 von niederer Geburt, schwang sich von der untersten Stufe des Seedienstes bis zur höchsten Würde empor. Er war lange Vice-Admiral auf der

ostindischen Flotte, und schlug im Jahre 1626 die spanische an der Küste von Brasilien. Im folgenden Jahre bemächtigte er sich der spanischen Silberflotte und erbeutete bloß an edlen Metallen 12 Millionen an Werth, die Waaren ungerechnet. Um diese That zu belohnen, ernannten ihn die Generalstaaten zum Großadmiral (1629). Er blieb jedoch kurze Zeit darauf in einem Treffen gegen einige dünkirchener Schiffe.

Heineccius (aus dem Taufnamen Heinrich gebildeter Familienname). 1) (Johann Michael), geb. 1674 zu Eisenberg im Altenburgischen; ward 1699 Diaconus zu Goslar; 1709 Pastor und dann Consistorialrath; 1741 Oberpfarrer; 1720 Vice-Generalsuperintendent zu Halle; st. 1722. Er schrieb: »De veteribus Germanorum aliarumque nationum sigillis syntagma,« Leipzig 1709 u. 1719; »Eigentliche und wahrhaftige Abbildung der alten und neuen griechischen Kirche nach ihrer Historie, Glaubenslehren und Kirchengebräuchen,« 3 Bde., Leipzig 1711. 2) (Johann Gottlieb), Bruder des Vorigen, geb. 1681 zu Eisenberg; studirte Anfangs Theologie, dann, als er in Halle Führer der russischen Grafen Golowkin geworden war, die Rechte; ward 1721 Professor der Rechte mit dem Titel Hofrath, dann 1724 Professor der Rechte in Franeker, 1731 Geh.-Rath, 1733 abermals nach Halle versetzt und st. dort 1741. Er schrieb; »Syntagma antiquitatum romanarum jurisprudentiam illustrantium,« Halle 1718, Franeker 1777, neueste Ausg. von Haubold, Frankf. 1822; »Fundamenta stili cultioris,« Halle 1719, Leipzig 1791; »Elementa juris civilis secundum ordinem institutionum,« Amsterd. 1725, Berlin 1765, übersetzt Wien 1786, 2 Thle. Unter die spätern Bearbeitungen dieser Institutionen sind die von Höpfner, Göttingen 1778 und 1787, die ausgezeichnetsten; »Elementa juris civilis sec. ord.

pandectarum,« Amsterdam 1728, Frankfurt a. M. 1770, übersetzt Wien 1784; »Elementa juris naturae et gentium,« Halle 1738, 1742; in das Englische übersetzt, London 1742; »Elementa juris cambialis,« Amsterdam 1743, Nürnberg 1779; in das Holländische übersetzt, Middelb. 1773; deutsch vom Kriegsrath Müller in Berlin, Halle 1781. Professor Uhl in Frankfurt a. M. besorgte auch eine Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften: 8 Thl., Genf 1744, 1748, 1796.

Heinecke (Samuel), Direktor des Taubstummeninstituts zu Leipzig, geb. zu Nautschitz bei Weißenfels 1725, trieb Anfangs Landwirthschaft, wurde dann Soldat unter der Leibgarde in Dresden, besuchte 1757 die Universität Jena, ging als Hofmeister nach Hamburg, wurde 1778 Direktor des Taubstummeninstituts in Leipzig, wo er 1790 starb. Ihm gebührt der Ruhm, im nördlichen Deutschland zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bedauernswürdige Klasse der Taubstummen rege gemacht zu haben, und für ihren Unterricht thätig gewesen zu seyn. Sein Betragen trug das Gepräge seiner frühern Schicksale und einer erst spät erhaltenen literärischen Bildung an sich, und er schien daher seine Zöglinge mit zu viel Härte zu behandeln. Unter seinen Schriften zeichnen sich vorzüglich aus, die über den Taubstummenunterricht. Seine von ihm selbst erfundene Methode wird der des Abbé de l'Epée bei weitem vorgezogen.

Heinitz (Anton Friedr., Freiherr von), geb. 1724, empfing seine Bildung in Dresden und Pforte, studirte dann den Bergbau in Freiberg, wurde im Braunschweigischen angestellt, 1763 aber nach Dresden berufen, gründete dort 1765 die Bergakademie zu Freiberg, legte aber seiner Gesundheit halber seine Aemter nieder, reiste nach Frankreich und England und schrieb seine »Essai d'économie politique,« Berlin 1785; Friedrich II., dadurch aufmerksam gemacht,

nahm ihn als Staatsminister und Chef des Bergwerks- und Hüttendepartements in seine Dienste, in welcher Stelle er sich, besonders in Schlesien, große Verdienste erwarb. Er erhielt von Friedrich Wilhelm II. die Curatel der Akademie der Künste übertragen. H. starb 1802.

Heinrich I., deutscher Kaiser, von gleichzeitigen Schriftstellern der Sachse genannt, von spätern der Finkler oder Vogelsteller, ein Sohn Herzog Otto's des Erlauchten von Sachsen, und Hedwigs, Tochter des Markgrafen Eberhards von Franken, wurde 876 geboren. Heinrich wurde nach dem Tode seines Vaters Herzog von Sachsen und Thüringen. König Konrad I. wollte ihm einen Theil der Länder entziehen, über die sein Vater regiert hatte, aber der Krieg, in den er dadurch mit Heinrich gerieth, fiel unglücklich für ihn aus, und Heinrich blieb im Besitze der beiden Herzogthümer. Konrad empfahl vor seinem Tode den deutschen Fürsten, Heinrich als den Würdigsten zur deutschen Krone, und als Denjenigen, der am besten im Stande wäre, Ordnung in Deutschland herzustellen, und so wurde Heinrich (919) zu Fritzlar gewählt. Eine glückliche Wahl! denn Heinrichs Regierung wurde für Deutschland wohlthätig. Er hatte Unruhen im Innern und Feinde von außen zu bekämpfen; durch sein Ansehen, kluge Einrichtungen und Tapferkeit bewirkte er Beides. Die Herzöge von Schwaben und Baiern wurden bald genöthigt, sich zu unterwerfen. Das vorhin durch die Westfranken von Deutschland abgerissene Lothringen vereinigte Heinrich (923) wieder mit dem deutschen Reiche, und ließ es durch einen Herzog regieren. Während der Unruhen in Deutschland hatten die Ungarn, ohne großen Widerstand zu finden, öfters verwüstende Einfälle gemacht und einen jährlichen Tribut erzwungen. Ein Heerführer der Ungarn war gefangen worden; Heinrich ließ ihn ohne Lösegeld frei und bewirkte dadurch (924) einen 9-

jährigen Stillstand mit diesen Barbaren, ohne Tribut zu zahlen. In dieser Zeit verbesserte er die Kriegskunst der Deutschen, übte die Truppen fleißig in den Waffen, und gab besonders der Reiterei, die, geharnischt und schwerfällig, gegen die den leichten ungarischen Reitern eigenthümliche Art zu fechten, bisher nichts hatte ausrichten können, eine andere Einrichtung. Eine der vorzüglichsten Anstalten im nördlichen Deutschland, die Heinrich zur Beschützung des Reichs machte, war, daß er die bereits vorhandenen Städte — größtentheils nur ein Haufen Hütten von Holz und Lehm, mit einem Erdwall und Graben umgeben — besser befestigen ließ, und offene Oerter mit Mauern einschloß. In diese Städte mußte der neunte Mann von den auf dem Lande wohnenden Edelleuten und Freigebornen ziehen, daselbst für die außerhalb der Städte Bleibenden, auf den Fall eines feindlichen Angriffs, Wohnungen bereit halten, und die vom Lande dahin gebrachten Vorräthe an Lebensmitteln aufbewahren. Alle Volksversammlungen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathschlagen, verlegte er in die Städte. Durch diese Einrichtung bildete sich nach und nach ein dritter Stand, dem Deutschland, ebensowie andere Länder, hauptsächlich seine Bildung verdankt, denn in den Städten entstanden Handwerke, Fabriken, Manufakturen und Handel. Während Heinrich die innere Verfassung Deutschlands förderte, schaffte er auch auf andern Seiten den Grenzen Sicherheit. Um die Einfälle der Normänner oder Dänen zu verhindern, bekriegte er sie in ihrem eigenen Lande, erweiterte dadurch die Grenzen Deutschlands über die Eider bis Schleswig, stiftete da eine sächsische Pflanzstadt und setzte einen Markgrafen ein (931). Verschiedene slawische und wendische Völkerstämme in der Mark und in Meißen (Daleminzier, die bisherigen Bundesgenossen der Ungarn), sowie die Böhmen, zwang er, sich ihm zu unterwerfen, und legte die Markgrafschaften Meißen (927)

und Nordsachsen, nachmals Brandenburg (931) an. Als der 9jährige Waffenstillstand mit den Ungarn zu Ende ging, verweigerte er den von ihnen verlangten Tribut. Da drangen sie mit zwei Heeren durch Thüringen und Sachsen ein, wurden aber von Heinrich bei Merseburg, welches sie belagerten (933 und 934), gänzlich geschlagen. Mit Verlust aller Beute und Gefangenen mußten sie fliehen. Dieser Sieg war die Frucht des durch Heinrich verbesserten Kriegswesens und des Ansehens, das er sich bei den Deutschen, die ihn nun willig unterstützten, erworben hatte. Die Ungarn wagten lange Zeit hindurch nicht, ihre Einfälle in Deutschland zu wiederholen. Nach diesen glücklich beendigten Kriegen wollte Heinrich einen Zug nach Italien unternehmen, um sich in Rom als Kaiser krönen zu lassen. Allein er starb, etwa über 60 Jahre alt, nach einer 16jähr. glücklichen und ruhmvollen Regierung, 936 zu Memleben, und wurde zu Quedlinburg in dem von ihm errrichteten Stifte feierlich begraben. Er war an Geist und Körper vorzüglicher Regent. Sein natürlicher heller Verstand ersetzte den gänzlichen Mangel an wissenschaftlicher Bildung. Die Vorwürfe, die ihm gemacht werden, betreffen seine Prachtliebe und die Fehler des Temperaments. Was er begonnen hatte, setzte sein Sohn und Nachfolger, Otto I., rühmlich fort.

Heinrich III., der Schwarze, der Fromme, auch mit dem Bart genannt, Kaiser Konrads II. und Gisela's Sohn, geb. 1017 zu Osterbeck in Geldern; wurde 1025 zum römischen Könige erwählt, erhielt 1027 das Herzogthum Baiern, 1028 das Herzogthum Schwaben und in demselben Jahre das Königreich Arelat, folgte nach seines Vaters Tode 1039 ihm im deutschen Reiche. 1040 und 1041 bekriegte er den aufrührerischen Herzog Bretislaw I. von Böhmen und brachte ihn zum Gehorsam zurück. 1042 drang er zu Gunsten des von den Ungarn vertriebenen Königs Peter bis Gran,

setzte ihn nach der Schlacht von Raab 1044 wieder in sein Reich ein und empfing den Lehnseid von ihm. Die ärgerliche Spaltung des heil. Stuhls hob H. 1044 dadurch auf, daß er die 3 sich streitenden Päpste Benedict IX., Sylvester III. und Gregor VI. durch das Concilium zu Suiri absetzen ließ, wofür der Bischof Suidger von Bamberg als Clemens II. zum Papst ernannt wurde, ließ sich von ihm zu Weihnachten 1046 die Kaiserkrone aufsetzen und die Römer schwören, ohne kaiserliche Einwilligung keinen Papst mehr zu wählen. Er kehrte darauf nach Deutschland zurück. Nach Clemens II. Tode setzte er 1047 Damasus II., 1049 Leo IX. und 1055 Victor II., lauter Deutsche, zu Päpsten ein. Die Beschuldigung des Königs Heinrich I. von Frankreich auf der Zusammenkunft zu Ivry 1056, daß H. III. einen Theil von Frankreich unrechtmäßiger Weise besäße, beantwortete er durch Anbietung eines Zweikampfs, von dem sich Heinrich I. durch nächtliche Flucht befreite. 1052 empörten sich die Ungarn gegen König Peter wieder. H. belagerte Preßburg, schloß aber auf Vermittelung des Papstes Leo IX. Frieden, der dadurch befestigt wurde, daß er seine Tochter Juditha dem Sohne des neu erwählten Königs Andreas I. zur Gemahlin gab. Er vergab die Herzogthümer nach Belieben, kraft seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit, so Kärnthen an Welf, den Sohn von Welf v. Schwaben, Ober-Lothringen an Albert von Longwy, den Stammvater des jetzigen Hauses Oesterreich, Baiern an Heinrich von Lauenburg, und später an Konrad. Diesen entsetzte er 1053 wieder und belieh seinen 3jährigen Sohn Heinrich, den er auch zum römischen König wählen ließ, damit. Er residirte gewöhnlich in Goslar und starb auf dem Schlosse Bothfeld am Fuße des Harzes, wohin er sich, um zu jagen, begeben hatte, 1056. Er war, da er den Herzögen ihre Macht nahm und sie als

Beamte, nicht als Fürsten behandelte, nicht beliebt. Nur bei der Geistlichkeit stand er in Achtung.

Heinrich IV., deutscher Kaiser, Sohn des Vorigen, war, als sein Vater starb, erst 5 Jahre alt, und geboren 1050. Schon in seinem 4ten Jahre war er nach dem Willen seines Vaters und mit Genehmigung der Stände zum Kaiser gekrönt worden. Bei dem Tode desselben wurde er unter die Vormundschaft seiner Mutter Agnes und eines schwäbischen Edelmanns gesetzt. Der Erzbischof Hanno von Cöln bemächtigte sich des Prinzen bei einer Lustfahrt auf dem Rheine, leitete die Erziehung des künftigen Kaisers, und führte die Verwaltung des Reichs. Nachdem Heinrich in seinem 15. Jahre auf dem Reichstage zu Goslar die Regierung übernommen hatte, blieb er noch unter dem nachtheiligen Einflusse des Erzbischofs Adalbert von Bremen, der seinen Leidenschaften schmeichelte und ihn besonders zu mancherlei Gewaltthätigkeiten verleitete. Den Sachsen entzog er die von früheren Kaisern ertheilten Rechte, erbaute Burgen und sah gleichgültig mit an, wie seine Diener das Land mißhandelten, indem sie es zu ungewöhnlichen Frohnden und Leistungen zwangen. Als nun die Sachsen und Thüringer sich gegen diese Behandlung beschwerten, wies sie H. ab, und gab vor, er sey, da sie die Zehnten nicht willig entrichteten, als Schirmherr der Kirche genöthigt, sie mit Strenge dazu anzuhalten. Heinrich unternahm damals einen Zug gegen Polen. Die Sachsen glaubten ihn gegen sich gerichtet und forderten drohend die Niederreißung der kaiserlichen Schlösser. Heinrich, durch falsche Rathgeber irre geleitet, gab ihnen kein Gehör; die Sachsen griffen zu den Waffen, 1073, zogen mit 60,000 Mann gegen Goslar, wo er sich aufhielt. H. floh nach der Harzburg und entkam, auch hier bedroht, mit Mühe nach Eschwege. Die erbitterten Sachsen zerstörten viele kaiserliche Schlösser und zwangen H. zu einem

Vergleiche, in welchem er die Niederreißung der übrigen versprechen mußte. Bei der Harzburg wurden jedoch von dem rohen Haufen, gegen ausdrückliche Bedingung, auch die Nebengebäude sammt der Kirche zerstört, und Heinrich, anstatt die Verwegenen vor sein Gericht zu fordern, beging die Thorheit, seine Unterthanen bei dem Papste als Kirchenräuber zu verklagen. Willig erboten sich die Sachsen zu hinreichender Genugthuung, sahen sich aber unvermuthet von einem kaiserlichen Heere angegriffen, und wurden am 7. August 1075 bei Langensalza gänzlich geschlagen. Die unterdrückten Sachsen, die ihre Großen von dem Kaiser gemißhandelt und gefangen sahen, ahmten das Beispiel desselben nach, und wendeten sich klagend an den Papst. Damals saß Gregor VII. auf dem Stuhle des Petrus, ein kluger, für die Kirche besorgter Mann, der es sich schon zum Grundsatze gemacht hatte, die geistliche Macht über die weltliche zu erheben. Kaum war die Klage der Sachsen vor ihn gekommen, so forderte er den Kaiser vor sein Gericht. Heinrich achtete darauf nicht und eben so wenig auf die Androhung des Bannes, berief zu Worms eine Versammlung von Bischöfen, ließ diese dem Papste den Gehorsam feierlich aufkündigen, 1076, und die Absetzung desselben aussprechen. Er selbst wollte im nächsten Jahre dieselbe vollziehen. Da sprach der Papst den Bann über ihn aus, und seine Unterthanen vom Eide der Treue los. Die Sachsen vernahmen dieses mit Jubel, die deutschen Bischöfe hingegen mit großem Unwillen. Das Mißvergnügen gegen Heinrichs Regierung brach an allen Seiten laut aus, und der Kaiser sah sich genöthigt, um nicht Alles zu verlieren, nach Italien zu gehen, und sich dort von dem Banne lossprechen zu lassen. Zu Canossa, einem festen Schlosse im Herzogthum Modena, demüthigte er sich vor dem Papste in dem härenen Gewande eines Büßenden, und erhielt die Lossprechung gegen die harte Bedingung: dem Papste in Allem

gewärtig zu seyn. Hierbei verfehlte Heinrich gänzlich seinen Zweck, denn die deutschen und italienischen Großen murrten darüber, daß der Kaiser sich selbst sein Ansehn vergeben hatte; die Letzteren forderten ihn auf, mit Gewalt die erlittene Schmach zu rächen, die Ersteren versammelten sich nach Aufforderung des Papstes zu Forchheim, und wählten den Herzog Rudolph von Schwaben an Heinrichs Stelle zum Kaiser. Heinrich zog, sobald er nach Deutschland zurück kam, demselben mit Heeresmacht entgegen. Nach mehreren nichts entscheidenden Treffen, starb Rudolph an seinen in der Schlacht bei der Elster am 18. Oktbr. 1080 erhaltenen Wunden. Der Tod dieses Gegners machte dem Kaiser möglich, sich mit desto mehr Nachdruck gegen die Uebrigen zu wenden. Indessen war der Streit mit Gregor nichts weniger als geschlichtet. Dieser machte dem Kaiser das Investitur-Recht (Belehnung der Bischöfe mit Ring und mit Stab) streitig. Heinrich, der zum zweiten Male von ihm in den Bann gethan wurde, zeigte sich jetzt nicht so nachgiebig, wie das erste Mal, berief zu Brixen in Tyrol 1080 eine Kirchenversammlung deutscher und italienischer Bischöfe, ließ Gregor absetzen und rückte im folgenden Jahre nach Italien, wo er sich von dem durch ihn neu eingesetzten Papst Clemens III. krönen ließ. Der in der Engelsburg belagerte Gregor wurde von Robert Guiscard, dem Herzoge der Normänner, gerettet, und starb bald darauf zu Salerno im Exil. Durch den Tod des großen Gegners war jedoch Heinrichs Sache weniger gebessert; denn der Geist des Aufruhrs regte sich in Deutschland nach wie vor. Das Schmerzlichste für ihn war, daß seine eigenen Söhne als Feinde gegen ihn auftraten. Der älteste, Conrad, konnte sich nicht lange behaupten und starb elend und verlassen. Der andere, Heinrich, wurde von seinem Vater als Nachfolger erwählt und als solcher gekrönt. Bald aber wiegelten des Kaisers Feinde den undankbaren Sohn ge-

gen den Vater auf; es kam zum offenbaren Kriege; er bemächtigte sich seines Vaters, und zwang ihn zur Niederlegung der Krone, 1105. Der letzte Versuch des Kaisers, sich sein Ansehn wieder zu verschaffen, mißglückte; er floh nach Lüttich und starb daselbst im Elend, am 7. August 1106, im 56sten Jahre seines Alters und im 40sten seiner Regierung. Seine Leiche blieb unbeerdigt liegen, weil er im Bann gestorben war. Erst im Jahre 1111 bestattete ihn sein Sohn Heinrich V., nachdem der Bann aufgehoben worden war, zu Speier. — H. IV. war ein nicht gewöhnlicher Mann, von vortrefflichen Anlagen, diese aber hatten bei einer fehlerhaften Erziehung durch den Erzbischof Adelbert eine falsche Richtung genommen. Das Unglück, welches den Kaiser traf, hatte er durch seine Unklugheit sich selbst bereitet. Sonst war er ein kräftiger Regent, ein wackerer Heerführer, und in 62 Feldschlachten immer Sieger gewesen.

Heinrich V., des Vorigen Sohn, war 1081 geboren. Obgleich von seinem unglücklichen Vater abgefallen, folgte er doch dessen Grundsätzen, verband aber mit seiner Tapferkeit noch Heuchelei und Verschlagenheit und war also ein viel gefährlicherer Feind der Päpste, als dieser. Er unternahm einen Zug nach Italien mit einem solchen Gefolge, wie noch kein Kaiser vor ihm. Hier wollte er den langen Streit über das Investiturrecht ein für alle Mal mit dem Papste abmachen. Dies verursachte lebhafte Streitigkeiten. Da aber Paschalis II. die Kaiserkrone verweigerte, ehe man ihm nicht in dieser Sache nachgegeben; so ließ er den Papst sammt den Cardinälen gefangen nehmen, und jeden, der sich ihm widersetzte, niederhauen. Darauf bequemte sich Paschal zu einem Vergleiche, daß Heinrich das Recht der Investitur mit Stab und Ring haben solle, und krönte ihn zum Kaiser. Kaum waren aber die Deutschen fort aus Rom, so nöthigte die ganze Geistlichkeit den Papst, über den Vertrag zwischen

ihm und dem Kaiser den Bannfluch auszusprechen. Somit ging der Streit von neuem an, und dauerte auch mit dem folgenden Papste Calixtus II. fort, bis 1122. Da wurde zu Worms ein neuer Vertrag geschlossen, s. Art. Concordat. Nachdem die Urkunde öffentlich verlesen war, gab der päpstliche Legat dem Kaiser den Friedenskuß und hernach die Communion. Nicht lange darauf starb H., auf dem der Fluch des Vaters ruhte, zu Utrecht den 22. Mai 1125, ohne Kinder und wurde zu Speier begraben. Mit ihm ging das fränkische Kaiserthum zu Ende. Gerhard, Abt von Reichenberg, hat eine Geschichte dieses unwürdigen Fürsten geschrieben, die später (1615) mit der seines bessern Vaters zusammen, von Gretser in Ingolstadt in 4. herausgegeben worden ist.

Heinrich VII., Kaiser der Deutschen, ein Sohn des Herzogs von Luxemburg, wurde nach dem Tode Albrechts I. und nach einer Zwischenregierung von 7 Monaten, den 29. Nov. 1308 zum Kaiser erwählt. Bemerkenswerth ist, daß er der erste deutsche Kaiser war, welcher allein durch das Collegium der Wahlfürsten (Kurfürsten), ohne Zutritt der andern Reichsstände, gewählt wurde. Mit ihm zugleich wurde Karl von Valois in Vorschlag gebracht; doch erhielt H. den Vorzug, besonders durch Betrieb Clemens V., der, obschon Franzose von Geburt, sich doch ingeheim zu Gunsten des lothringischen Fürsten erklärte. Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Kaisers war, die Mörder Albrechts I. zu verfolgen. Johann von Schwaben erlag der Reichsacht, Rudolf von Warth, Tegernfeld und die Andern wurden grausam hingerichtet. Durch die Vermählung seines Sohnes Johann mit der Erbin von Böhmen sicherte H. seinem Stamme dies bedeutende Königreich zum Nachtheile Herzog Heinrichs von Kärnthen, der das nächste Recht dazu hatte. Hierauf zog er nach Italien und zwang die Mailänder, ihm die eiserne Krone der

Lombardei aufs Haupt zu setzen. Da die Partei der Guelfen die alte Krone der lombardischen Könige bei Seite geschafft hatte, so ließ H. eine neue von Stahl machen, mit welcher ihn der Erzbischof von Mailand in der Kathedrale dieser Stadt krönen mußte. Die hierauf in Oberitalien ausgebrochene Revolution unterdrückte H. durch die Gewalt der Waffen, nahm Cremona, Lodi und Brescia mit Sturm, ließ seinen Kanzler Turiani, welcher insgeheim Rädelsführer dieses Aufstandes war, verbrennen, und zog nun nach Rom, welches Robert, König von Neapel, besetzt hielt, der ihm den Einzug weigerte. Nachdem er die Hauptstadt der Christenheit belagert und endlich mit Gewalt angedrungen war, ward er zu Johann vom Lateran von zwei Cardinälen zum römischen Kaiser gekrönt, während noch auf den Gassen und in einzelnen Quartieren der Stadt gemordet und geplündert wurde. Hierauf wandte er sich gegen Florenz, verhing die Acht über Robert von Neapel, und bedrohte die Einwohner von Florenz und Lucca mit dem Tode, wenn sie sich ihm nicht sogleich unterwürfen. Doch wehrten sich diese standhaft, und als H. nun gegen Neapel zog, da überraschte ihn plötzlich der Tod zu Buonconvento im 51. Jahre seines Alters, am 24. August 1313. Nach einer Sage vergiftete ein Dominicaner aus dem Kloster Montepulciano den gefürchteten Herrscher beim Genusse des Weins im Abendmahle. Clemens V. belegte sogleich des Hingeschiedenen Leiche mit dem Bann und hob die gegen Robert von Neapel verhangene Acht auf. Nachdem das Reich 14 Monate ohne Oberhaupt geblieben war, wurde Ludwig der Baier zum Kaiser erwählt. König Johann von Böhmen, H. Sohn, sprach aber 30 Jahre nach seines Vaters Tode, durch eine förmliche Urkunde die Dominicaner von dem Verbrechen frei, seinen Vater vergiftet zu haben: eine Sache, die sich damals wohl nicht mehr mit Gewißheit ausmitteln ließ.

Heinrich II., König von Frankreich, geb. zu St. Germain en-Laye den 31. März 1518, war der Sohn Franz I. und der Königin Claudia, und folgte ihm 1518. Heinrich II., der sich schon vorher in Piemont und Roussillon im Kriege ausgezeichnet hatte, beendigte den von seinem Vater ererbten Krieg mit England 1550 durch einen glücklichen Frieden, indem ihm die Engländer für 400,000 Thaler Boulogne verkauften. Eben so glücklich lief das, mit dem Kurfürsten Moritz von Sachsen abgeschlossene Bündniß gegen Karl V. für Frankreich ab; denn er bemächtigte sich 1552 der Reichsstädte Metz, Toul und Verdun, und behauptete sie selbst nach dem Passauer Vertrage gegen die ganze Macht des Kaisers und nöthigte ihn, nach der siegreichen Schlacht von Renti, 1554, die unternommene Belagerung von Metz aufzuheben. Weniger glücklich waren jedoch die Franzosen in Italien; denn sie verloren die Schlacht von Marciano in Toscana. Die Erschöpfung der kriegführenden Mächte führte aber bald darauf den fünfjährigen Waffenstillstand von Vaucelles (den 5. Febr. 1556) herbei, während welcher Zeit Kaiser Karl V. seine Krone niederlegte. Kaum hatte Philipp II. von Spanien die Regierung angetreten, als eine spanische Armee, 40,000 Mann stark, unter dem Herzoge Emanuel Philibert von Savoyen in die Picardie eindrang und die Franzosen bei St. Quentin, den 10. August 1557, gänzlich schlug, so, daß an diesem blutigen Tage der Connetable von Montmorency und die Blüthe des Adels getödtet wurde. Der Herzog von Guise, aus Italien herbei gerufen, sammelte jedoch schnell eine Armee und entriß den Engländern, die sich mit Philipp II. verbunden hatten, nach einer Belagerung von acht Tagen, Calais, den 8. Januar 1558, welches die Engländer seit 1347 besessen hatten. Dieser Eroberung folgten bald andere Städte; Guines und Thionville eroberte der Herzog von Guise; Charlemont der Herzog von Nevers; Dünkirchen und St.

Vinox der Marschall von Thermes, während der Marschall von Brissac, seiner wenigen Truppen ungeachtet, sich in Piemont behauptete. So viele Siege hätten für Frankreich einen vortheilhaften Frieden erwarten lassen; allein Heinrich, übel berathen, schloß den 3. April 1559 einen Frieden, der gewöhnlich nur der unglückliche heißt, weil, außer Metz, Toul, Verdun und Calais, alle Eroberungen zurückgegeben wurden. Heinrich II. starb nach einer 12jährigen Regierung eines schmerzhaften Todes. Bei einem Turnier (seinem Lieblingsvergnügen), auf dem er schon zu allgemeiner Bewunderung viele Lanzen gebrochen hatte, forderte er zuletzt noch den jungen Grafen von Montgommery zu einem Gange auf. Die Lanze des Grafen zerbrach am Harnisch des Königs, worauf das Splitternde des Schafts ihm gerade ins rechte Auge fuhr, und bis ins Gehirn drang. Erst elf Tage nach dieser schauderhaften Verwundung erfolgte der Tod (10. Juli 1559). Bei wahrhaft großen Verdiensten, die Heinrich II. besaß, werfen die Geschichtschreiber Frankreichs ihm doch bei der großen Vermehrung der Abgaben, eine Schuldenlast von 48,500,000 Livres und allzugroße Nachgiebigkeit gegen seine Geliebte, Diane von Poitiers, nachherige Herzogin von Valentinois, und den Connetable Annas von Montmorency vor. Von vier Söhnen, die er mit Catharina von Medicis erzeugte, folgte ihm nach und nach Franz II., Karl IX. und Heinrich III., während der letzte, Franz, Herzog von Alençon, in der Folge Herzog von Brabant wurde. Auch erhielt er aus derselben Ehe sechs Töchter, wovon ihn jedoch nur drei überlebten, von denen Margarethe die Gemahlin Heinrichs IV. wurde. Auch hinterließ er zwei natürliche Kinder, von einer Schottländerin den Herzog von Angouleme, der zu Aix durch Altoriti 1586 getödtet wurde, und von einer Piemonteserin eine Tochter, Diane, die an den Herzog Franz von Montmorency vermählt und 1619 ohne Erben starb.

Heinrich III., König von Frankreich, der dritte Sohn König Heinrichs II. und der Katharina von Medicis, wurde 1551 zu Fontainebleau geboren. Durch den Tod seines ältern Bruders, Karl IX., kam Heinrich 1574 zur Regierung und wurde den 12. Februar 1575 zu Rheims gekrönt. Als Herzog von Anjou (welchen Titel H. früher führte) focht er mit Glück gegen die Hugenotten, und die Siege von Jarnac und Montcontour erwarben ihm so vielen Ruf, daß ihn die Polen 1573 zu ihrem Könige erwählten. Als seines Bruders Tod ihn auf den Thron von Frankreich rief, wollten ihn die Polen nicht fortlassen, und H. mußte heimlich einem Lande entfliehen, wo man ihn gern hatte, um das Scepter eines andern zu nehmen, in welchem ein großer Theil der Einwohner ihn haßte. In Wien und Venedig, wohin H. auf seiner Reise nach Frankreich kam, rieth man ihm, die streitenden Parteien der Katholiken und Hugenotten mit Milde zu versöhnen und so seinem Lande die ferneren Gräuel eines Bürgerkrieges zu ersparen. Leider folgte der schwache und wollüstige Fürst diesen vernünftigen Rathschlägen nicht, sondern gab sich den Intriguen seiner Mutter, Katharina v. Medici, hin; dadurch ward Frankreich aufs neue der Tummelplatz der wildesten Anarchie. In seinen Palast eingeschlossen, zeigte der Sieger von Jarnac und Montcontour nur das traurige Schauspiel eines elenden, alle seine Pflichten vergessenden Fürsten, und während rund um ihn her die Parteien wütheten, beschäftigte er sich bloß damit, Frauen zu verführen und elende Intriguen anzuspinnen. Seine Vermählung mit de. Tochter des Grafen Vaudemont, aus dem Hause Lothringen, gab neue Veranlassung zu Händeln, weil dadurch die allgemein gehaßten Guisen größern Einfluß bei Hofe erhielten. Von nun an begannen die Bürgerkriege, in welchen sich Heinrich von Navarra (nachheriger König Heinrich IV.) so ruhmvoll auszeichnete. Schwach und ein Spiel der Ränke seiner Hofleute,

seiner Mutter und seiner Maitressen, that H. bei allen nun folgenden Ereignissen nichts; indem so das Ansehn dieses Königs immer mehr in den Augen des Volks und selbst seiner Anhänger sank, ward die Verwirrung immer größer. Gegen seinen ausdrücklichen Befehl kam der Herzog von Guise mit Truppen nach der Hauptstadt, und als H. einen ohnmächtigen Versuch machte, sich dieser Anmaßung zu widersetzen und die empörte Bewohnerschaft der Stadt zur Ruhe zu verweisen, da wurden seine Truppen von dem Volke verjagt (den 12. Mai 1588, in der Geschichte Frankreichs la journée des barricades genannt) und er selbst gezwungen, nach Chartres zu entfliehen. Zu schwach und zu feige, um seinen Feiden auf offenem Wege zu widerstehen, nahm H. seine Zuflucht zu Hinterlist und Mord. Auf dem Reichstage zu Blois (im Oct. 1588), woselbst er sich zum Scheine mit den Guisen versöhnte und mit dem Herzoge gemeinschaftlich das Abendmahl genoß, befahl er deren Ermordung; Herzog Heinrich von Guise fiel am 23. Dec. auf dem Wege zu dem königl. Zimmer; dessen Bruder, der Cardinal, ward am folgenden Tage im Gefängnisse umgebracht. Dieser Mord entschied Heinrichs Fall. Paris und mehrere der vornehmsten Städte des Reichs erklärten sich förmlich gegen ihn. Nun sah Heinrich III. keinen Ausweg, als sich mit Heinrich von Navarra zu verbinden. Beide Fürsten belagerten gemeinschaftlich die von dem Herzoge von Mayenne (Bruder der Heinrichs v. Guise und nunmehriges Haupt der Ligue) vertheidigte Hauptstadt. Hier hatten 71 Doctoren der Sorbonne den Krieg gegen Heinrich von Valois — so nannte man den König — für rechtmäßig erklärt. Der Papst versprach den Schutz der Kirche, und in Paris predigte man öffentlich den Tyrannenmord. Darauf ward Heinrich III. am 1. Aug. 1589 im Lager zu St.-Cloud von einem Dominicaner, Namens Jakob Clement, einem wüthenden Fanatiker, mit einem Messer in den Leib ver-

wundet und starb den Tag darauf im 16. J. s. Regierung und im 39. s. Alters. Seine Mutter war schon im Jan. desselben J. gestorben. Dem letzten Valois folgte der Erste der Bourbons, Heinrich IV. Dieser Fürst stellte nach 30jährigen blutigen Religions- und Bürgerkriegen die Ruhe wieder her; allein jenes System der Lüge, der Ränke und des sittlichen Verderbens, welches durch die Verwaltung der Katharina von Medici und ihrer 3 Söhne, Franz II., Karl IX. und Heinrich III., am franz. Hofe aufgekommen war, brachte noch später viele Uebel und Unfälle über das Land. S. Davila's »Istoria delle guerre civili di Francia, 1559 — 1598« (Paris 1644, 4.; franz. Paris 1757, 3 Bde., 4.) und Ch. Lacretelle's »Hist. de France pendant les guerres de religion« (Paris 1814 fg., 5 Bde.).

Heinrich IV., König von Frankreich, Stifter des noch jetzt regierenden französ. Könighauses, ein Sohn des Herzogs Anton von Vendôme und einer Tochter Heinrichs, Königs von Navarra, war 1553 zu Pau im jetzigen Departem. Niederpyrenäen geboren. Kaum hatte er das Licht der Welt erblickt, so wickelte ihn sein Großvater in einen Mantel, nahm ihn seiner Mutter weg, und gab ihm eine ausgezeichnete Erziehung, welche auf das ganze Leben des nachherigen Königs den wohlthätigsten Einfluß hatte. Sein Körper wurde abgehärtet und sein Geist vielfach gebildet. Als seine Mutter Johanna nach dem Tode ihres Gemahls den franz. Hof verließ, und sich wieder nach Navarra zurückzog, gab sie ihm einen Protestanten zum Erzieher, Namens Florent Chretien. Von diesem in den Grundsätzen der reformirten Religion erzogen, blieb er an dem franz. Hofe seinem Glauben treu, und stellte sich nach dem Willen seiner Mutter an die Spitze des in der Schlacht bei Jarnac 1568 geschlagenen hugenottischen Heeres, von dem er bald zum Oberanführer ausgerufen wurde. Nach erlangtem Frieden suchte er durch Reisen in seinem Königreiche Bearn die

richtige Ansicht eines weisen Regenten zu gewinnen, indem er sich von den Bedürfnissen des Volkes selbst unterrichtete. So war denn H. kein unerfahrner Jüngling mehr, als ihn der verbrecherische Hof des von seiner blutdürstigen Mutter Katharina von Medicis beherrschten Karls IX. sammt allen Häuptern der Hugenotten nach Paris berief, in der höllischen Absicht, sie alle zu verderben. Durch die beabsichtigte Vermählung Heinrichs mit Margaretha, des Königs Schwester, suchte man ihn noch mehr einzuschüchtern. Nachdem, während des Aufenthalts in Paris, die Königin Johanna gestorben war, nahm er den Titel als König von Navarra an, und vermählte sich am 18 Aug. 1572. Sechs Tage später sollte er mit seinen Glaubensgenossen bluten. In der Nacht vom 24.—25. August, der schrecklichen Bartholomäus-Nacht, rettete sich Heinrich mit dem Prinzen Condé dadurch, daß er sich äußerlich zum kathol. Glauben bekannte. Da nun auch der Versuch der Königin Katharina, ihn von seiner jungen Gemahlin zu trennen, mißlang, so suchte sie ihn durch einen üppigen und ausschweifenden Lebenswandel zu verderben. Ob nun gleich Heinrich den Verführungen der schlechten Gesellschaft, in die man ihn zu bringen wußte, nicht ganz widerstand, und sich bedeutenden Ausschweifungen hingab, so siegte doch in ihm der bessere Geist, den ihm sein mütterlicher Großvater eingehaucht hatte. Er floh 1576 bei Gelegenheit einer Jagd von dem lasterhaften Hofe, und stellte sich von neuem an die Spitze seiner protest. Glaubensgenossen. Hierdurch erzwang er noch in demselben Jahre einen für dieselben vortheilhaften Frieden, der ihnen freie Religionsübung zusicherte. Beunruhigt schlossen die Katholiken, angeführt von dem Herzoge von Guise, den Bund der Ligue, der Religionskrieg brach von neuem aus, und wüthete durch das unglückliche Land. Heinrichs Heldenmuth schlug die Liguisten 1587 bei Coutras. Auch Heinrich III. war jetzt der mächtigen Liguisten-

partei verdächtig geworden, und bei der Versammlung der Stände zu Blois (1588) arbeiteten die Guisen eifrig daran, die königl. Gewalt zu vernichten. Die Sorbonne sprach Heinrichs III. Unterthanen vom Eide der Treue los, und der Papst Sixtus V. bedrohte den König mit dem Banne. Es blieb daher dem schlecht geleiteten Monarchen (selbst nach dem Rathe der sterbenden Katharina) zu seiner Rettung nichts als Aussöhnung und Freundschaft mit Heinrich von Navarra übrig. Nachdem Beide sich zu Tours vereinigt hatten, erhielten sie bald das Uebergewicht gegen die Ligüisten, und Heinrich III. rückte vor Paris, fand aber im Lager zu St.-Cloud seinen Tod. Seine letzten Befehle an den versammelten Adel waren, Heinrich von Navarra als rechtmäßigen Nachfolger auf Frankreichs Thron anzuerkennen. Heinrich IV. fand indessen unzählige Schwierigkeiten, sein Recht geltend zu machen. Daß er zum Protestantismus sich bekannte, wurde von allen Mitbewerbern um die Krone benutzt, um die Herzen der Katholiken von ihm abwendig zu machen. An der Spitze der Gegenpartei stand der Herzog von Mayenne; aber auch Philipp II. von Spanien trachtete nach der franz. Krone und sandte den Liguisten ein beträchtliches Hülfsheer. Heinrich IV. schlug seinen Gegner zuerst in der merkwürdigen Schlacht bei Arques und vollendete seine Niederlage durch die berühmte Schlacht bei Ivri. Eine Folge dieser Siege war die Einschließung von Paris, und schon stand H. IV. auf dem Punkte, die fanatischen Pariser durch Hunger zur Ergebung zu zwingen, als der spanische Heerführer Alexander, Herzog von Parma, durch geschickte Manöver ihn nöthigte, die Blocade aufzuheben. Ueberzeugt, daß es ihm ohne Annahme des katholischen Kirchenglaubens nie gelingen werde, zum ruhigen Besitze des französischen Thrones zu gelangen, gab H. endlich den Bitten seiner Getreuen nach, ließ sich in den Lehren der römischen Kirche unterrichten und legte am 25. Juli 1593 in der Kirche zu St.-

Denys das katholische Glaubensbekenntniß ab. Er entging glücklich der Gefahr eines meuchelmörderischen Angriffs, wurde (1594) zu Chartres feierlich zum Könige gesalbt, und hielt unter Zujauchzen des Volkes seinen Einzug in die Hauptstadt, aus welcher die spanischen Truppen schimpflich entweichen mußten. Nachdem Heinrich auch die Zustimmung des Papstes erhalten hatte, wurden alle Parteien in Frankreich besänftigt. Um Spaniens Stolz und Uebermacht zu demüthigen, schloß Heinrich mit England und Holland ein Angriffsbündniß, und der Krieg gegen Spanien wurde durch den Frieden zu Vervins (1598) für Frankreich vortheilhaft geendigt. Heinrich benutzte die darauf folgende Ruhe, um den innern Wohlstand seines Reichs, besonders die zerrütteten Finanzen, herzustellen, welches ihm mit dem Beistande seines großen Ministers Sully so vollkommen gelang, daß 330 Mill. Livr. Staatsschulden bezahlt und 40 Mill. im Schatz aufgespart werden konnten. Heinrichs Ehe mit Margarethe von Valois wurde durch Sully's Vermittlung getrennt; der Papst gab seine Zustimmung, und der König schloß ein neues Ehebündniß mit Maria von Medici, der Nichte des damaligen Großherzogs von Toscana. Aber die hinterlistige, herrsch- und eifersüchtige Marie verbitterte Heinrichs Leben so unaufhörlich, daß er mehr als einmal den jedoch von Sully vereitelten Entschluß faßte, sich auch von Marien scheiden zu lassen. Die Geburt eines Thronerben (Ludwigs XIII.) versöhnte ihn auf einige Zeit mit der Gemahlin. Andre Leiden drückten zugleich sein sanftes, stets zur Milde gestimmtes Herz, am meisten die Verschwörung seines ehemaligen Freundes und Waffengefährten, des Marschalls von Biron, den er gern begnadigen wollte, aber wegen wiederholter Untreue vom Tode durch Henkers Hand nicht retten konnte. Nicht weniger schmerzhaft waren dem guten Könige die Verschwörungen des Grafen von Auvergne, des Marschalls von Bouil-

lon und seiner eigenen Geliebten, der hinterlistigen Entraigues. Denn er mußte strafen, wo er so gern nur königliche Gnade hätte walten lassen. Seinen ehemaligen Glaubensgenossen, den Protestanten, gab er (1598) durch das Edict von Nantes völlige Religionsfreiheit und politische Sicherheit. Um Spanien und Oesterreich (gegen deren Anmaßungen die Protestanten in Deutschland bei Heinrich Hülfe suchten) zu demüthigen, entwarf er einen vielleicht unausführbaren Plan zu einem großen Bunde und einer ganz veränderten Einrichtung der Staaten in Europa, wovon ein ewiger Friede die Folge sein sollte. Um diesen Plan auszuführen, rüstete er sich und war im Begriff, den Feldzug anzutreten. Während seiner Abwesenheit sollte seine Gemahlin Marie Regentin sein und er ließ sie deswegen 1610 zu St.-Denys krönen. Als Heinrich am folgenden Tage durch die Straßen von Paris fuhr, um die Anstalten zu dem feierlichen Einzuge der Königin zu besehen, wurde seine Kutsche in der Gasse de la Feronnerie durch zwei in einander gefahrene Karren aufgehalten. Diesen Augenblick benutzte Ravaillac, um das längst vorbereitete ungeheure Verbrechen auszuführen, indem er in den Wagentritt stieg und mit einem langen zweischneidigen Messer Heinrich zwei Stiche ins Herz versetzte, die den besten König, den Frankreich je hatte, auf der Stelle tödteten. Heinrich hatte von seiner ersten Gemahlin keine Erben, aber von Maria zwei Söhne und drei Töchter. Seine Maitressen, Gabrielle d'Estrées, Henriette de Balzac, Gräfin von Entraigues, Jacqueline, Gräfin von Moret, und Charlotte des Essarts, hatten ihm mehrere Kinder gegeben. Gern übersah das franz. Volk diese Schwächen; Heinrichs menschenfreundlicher Sinn, seine väterliche Liebe gegen alle Unterthanen, seine Großthaten, sein jeder freimüthig gesagten Wahrheit offenes Herz, auch wenn die Aeußerungen seine Fehler betrafen, erhielten sein Andenken in dem Herzen der Nation, und sein königliches Wort: »Ich

will, daß jeder Bauer alle Sonntage ein Huhn in seinem Topfe habe,« lebt noch im Munde des Volks.

Heinrich II., einer der mächtigsten Könige Englands, war ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou, und Mathildens, Tochter Heinrichs I. Kummer und Krankheit endeten Heinrichs Leben 1189. Ihm folgte sein Sohn Richard I. Löwenherz.

Heinrich V., geb. 1381, Sohn Heinrichs IV., aus dem Hause Lancaster, bewies als Kronprinz große Tapferkeit, besonders in der entscheidenden Schlacht gegen die Rebellen unter Percy Mortimer, machte sich aber in Verbindung mit liederlichen jungen Leuten der unanständigsten Ausschweifungen schuldig, so daß ihn einst der erste Richter des Reichs, Wilhelm Gascoigne, verhaften ließ: ein Urtheil, dem sich der zur Besinnung gekommene Jüngling ohne Widersetzlichkeit unterwarf. Nach seines Vaters Tode bestieg er 1413 den Thron, und nun schien eine Verwandlung mit seinem ganzen Wesen vorgegangen zu sein. Heinrichs V. Tod nach einer neunjährigen Regierung im 34. Jahre (an einem schlecht behandelten Fistelschaden) zu Vincennes, 1422, vereitelte die glänzenden Entwürfe seiner Politik.

Heinrich VI. war neun Monate alt, als er durch den Tod seines Vaters, Heinrichs V., König von England und Frankreich wurde. Mit seiner Regierung begann der 64jährige Kampf der rothen und weißen Rose oder der Häuser Lancaster und York. Sein 18jähr. Prinz Eduard wurde in dem Treffen bei Tewkesbury, den 4. Mai 1471, gefangen und von den Brüdern Eduards IV. ermordet; bald darauf starb auch Heinrich VI. im Tower, und das Volk glaubte, Eduards jüngster Bruder, der Herzog Richard von Gloucester, habe ihn mit eigner Hand ermordet.

Heinrich VII. von England, Stifter des Hauses Lancaster Tudor, geb. 1456, bestieg, nachdem er den Thronräuber Richard III.

bei Bosworth geschlagen und getödtet hatte (1485), den Thron von England, ohne ein hinlängliches genealogisches Recht an denselben zu haben. Er starb den 21. April 1509.

Heinrich VIII. folgte (1509), 18 Jahre alt, seinem staatsklugen Vater, Heinrich VII., der ihm ein ausgerüstetes Heer von 50,000 Mann und beträchtliche Schätze hinterließ. Seine Befehle waren nur Bluturtheile, und als der Tod ihm nahe war, wagte es Niemand, ihm die Gefahr zu entdecken. Endlich that es Anton Denny; der Tyrann erschrak und sandte, von Gewissensangst gefoltert, Eilboten zum Erzbischof von Canterbury. Als Crammer erschien, war die Sprache schon verloren, nur trostlose Blicke flehten um Vergebung; der Priester sicherte ihm diese zu, und so starb Heinrich VIII. den 28. Jan. 1547, nachdem er 56 Jahre gelebt und 37 J. mit blutiger Tyrannei über sein Volk geherrscht hatte. Ihm folgte Eduard VI., sein Sohn von Johanna Seymour.

Heinrich der Löwe (angeblich nach einem Löwen, den er in Palästina mit einer Schlange kämpfend gefunden und gerettet haben, und von da an von ihm immer begleitet worden sein soll, wahrscheinlicher aber von dem Löwen, den er sich als Symbol der Tapferkeit von Jugend auf zum Sinnbilde und Wappen nahm, und an mehreren Kirchen, auf öffentlichen Plätzen u. s. w. bildlich anbrachte, genannt), Heinrichs des Stolzen, Herzogs in Baiern und Sachsen, Sohn, geb. 1129; blieb nach seines Vaters Tode, 1139, unter der Vormundschaft seiner Mutter Gertrud, auf den Erbgütern in Sachsen. Auch diese wurden ihm streitig gemacht, doch wehrten die Bewohner derselben die Angriffe Albrechts des Bären ab, der Herzog von Sachsen geworden war. 1142 gab der Kaiser das Herzogthum Baiern dem Markgrafen Heinrich Jasomirgott von Oesterreich, der sich mit H.s Mutter, Gertrud vermählte. H. willigte seiner Mutter zu Ge-

fallen, jedoch nicht ohne Widerspruch seines Vormundes Welf hierein und erhielt dafür das Herzogthum Sachsen für sich. Um auch Albrecht den Bär zu befriedigen, wurde jedoch die Altmark und die Mark Brandenburg von dem Herzogthume Sachsen, zu dem sie bisher gehört hatten, abgerissen und diesem als ein eigenes unabhängiges Reichslehn gegeben. Nach seiner Mutter Tode 1143 erneuerte H. auf dem frankfurter Reichstage seine Ansprüche auf Baiern und wurde vom Kaiser Konrad III. bis auf dessen Rückkehr aus Palästina vertröstet. Die Zeit der Vorbereitungen zu derselben benutzte H. zur Vergrößerung seiner Macht; so unterwarf er 1142 die Grafschaft Stade, züchtigte 1147 die Wandalen. Als er 1149 vergebens sein Gesuch um Baiern erneuerte, ging er nach Schwaben, um von da aus seinen Stiefvater Heinrich von Oesterreich aus Baiern zu vertreiben, wurde aber durch Konrads III. Angriff auf Braunschweig genöthigt, nach Sachsen zurückzukehren. Doch nach Konrads Tode übergab H s Vetter, Kaiser Friedrich I., der allen Zwiespalt gehoben wünschte, um desto kräftiger in Italien auftreten zu können, und dem er auf dem Zuge nach Rom 1154 die wichtigsten Dienste geleistet, ja selbst das Leben gerettet hatte, indem er ihn bei einem dortigen Aufruhr mitten aus der Feinde Gedränge unter dem Pferde, mit dem er gestürzt war, hervorgeholt, ihm 1155 das Herzogthum Baiern; doch auch hier wurde Oesterreich, das bisher von Baiern abgehangen hatte, von demselben losgerissen und an Heinrich als einige Entschädigung als unabhängiges Reichslehn gegeben. Ganz Sachsen, Oesterreich und Westphalen, nebst Engern und das Herzogthum Baiern folgten nun seinem Heerbann und auch die alten welfischen Stammgüter in Italien mußten ihm 1154 huldigen. H. bezwang nun alle slavischen Völker von der Eider bis an die Pene, nebst einem Theile von Rügen, wie er schon früher den Dänenkönig Knut gegen den Prätendenten

Swen geschützt hatte. Er rottete die Slaven theils aus und brachte andere Einwohner aus den Niederlanden an ihre Stelle, theils gab er die Lande den Rittern, die ihm im Kriege gedient hatten. Er verlegte auch das Bisthum Mecklenburg nach Schwerin, wo er den ersten Grafen einsetzte. Seine Hauptstadt Lübeck machte er zu einer Handelsstadt. Während dieser Kämpfe mit den Slaven suchte H. auch Obermacht über die Geistlichen in seinen Herzogthümern, namentlich das Investiturrecht zu erhalten. Dies veranlaßte 1164 eine Verbindung der Erzbischöfe zu Cöln, Magdeburg und der Bischöfe zu Hildesheim und Halberstadt, an deren Spitze der Erzbischof Hartwich von Bremen stand. 1166 wurde dieselbe zu einem förmlichen Bündnisse, und diesem traten mehrere weltliche Fürsten, wie die zu Brandenburg, Thüringen, Oldenburg, zum Theil Vasallen H.s, bei. H. wendete sich gleich von den Slaven gegen diesen Bund, eroberte Bremen, stürmte Oldenburg und erhielt auf dem Reichstage zu Bamberg, 1168, einen für ihn günstigen Ausspruch des Kaisers, der den Krieg endete. Um diese Zeit trennte sich Heinrich wegen Gewissensscrupel von seiner ersten Gemahlin, Clementine, und verehelichte sich mit Heinrichs II., Königs von England, Tochter Mathilde. Bald nachher unternahm er, dem Geiste des Zeitalters gemäß, einen Zug nach Palästina. Er hatte auf dieser Reise mancherlei Abenteuer zu Wasser und zu Lande zu bestehen, kehrte aber glücklich nach Braunschweig zurück. Während seiner Abwesenheit hatten seine Feinde mancherlei wider ihn unternommen, und selbst Kaiser Friedrich das Gerücht von Heinrichs Tode benutzt, um Sachsens feste Plätze in seine Gewalt zu bekommen. Dies Alles machte den Herzog mißtrauisch. Zwar folgte er dem Kaiser mit zahlreicher Mannschaft auf dem fünften Zuge nach Italien (1174), verließ ihn jedoch bei der langwierigen Belagerung von Alessandria, obgleich Friedrich ihn fußfällig bat, zu bleiben. Heinrich

verlangte als Entschädigung für die dem Kaiser geleistete Hülfe Goslar, welches ihm Friedrich nicht geben wollte. Die Folge von Heinrichs Abfall war, daß Kaiser Friedrich bei Legnago eine Schlacht gegen die italienischen Städte verlor und mit seinen Gegnern einen nachtheiligen Vertrag eingehen mußte. Nun erhoben sich Heinrichs alte Feinde von allen Seiten. Vergebens klagte der Herzog auf dem Reichstage zu Speier (1178) bei dem aus Italien heimgekehrten Kaiser über die Verletzung des Friedens. Denn als Friedrich selbst sein Mißvergnügen über den Herzog äußerte, traten alle seine Gegner mit ihren Beschwerden gegen ihn hervor. Der Herzog ward zur Verantwortung auf die Reichstage zu Regensburg, nachher zu Magdeburg und zuletzt nach Goslar vorgeladen; da er aber niemals erschien, durch einen Ausspruch der Fürsten in die Acht und aller seiner Lehen verlustig erklärt (1180). Dieses Urtheil wurde sogleich vollzogen und Heinrichs Länder unter seine Gegner vertheilt. Das Herzogth. Baiern erhielt Otto von Wittelsbach, Bernhard von Askanien (Anhalt) Sachsen, der Erzbischof von Cöln erhielt Engern und Westphalen unter dem Titel eines Herzogthums. Den übrigen Erzbischöfen und Bischöfen wurden einzelne Theile verliehen. Das eigentliche Ostphalen war aber Allodium Heinrichs und konnte ihm durch Reichsspruch nicht genommen werden. Da er sah, daß Gewalt mehr als Recht galt, sendete auch er seine Getreuen, schlug bei Hallerfelde die cölnischen Heerhaufen, trieb die Angreifer aus Ostphalen, nahm den halberstädter Bischof Ulrich gefangen, und hätte er nicht aus Eigensinn dem Grafen Adolph von Holstein die bei Hallerfelde gemachten Gefangenen verweigert, so würde er sich aller seiner Feinde siegreich erwehrt haben. Als ihn aber Adolph verließ, ward sein Fall entschieden. Der Kaiser kam mit dem Reichsheere nach Sachsen, und H.s Vasallen ward eine Frist gesetzt, binnen welcher sie die Fahnen des

Geächteten verlassen oder selbst als Geächtete behandelt werden sollten. Heinrich mußte nach Lübeck flüchten; Braunschweig allein hielt fest an der gelobten Treue und ward vergeblich vom cölnischen Bischof belagert. Heinrich sah, daß er sich demüthigen müsse, wenn er nicht Alles verlieren wolle. Er bat daher zu Erfurt (1182) fußfällig den Kaiser um Gnade, gewann aber nichts als die Zusicherung, daß seine Erblande, Braunschweig und Lüneburg, ihm verbleiben sollten; jedoch mußte er drei Jahre hindurch außerhalb Deutschland als Verbannter leben. Heinrich ging mit seiner ganzen Familie nach England zu seinem Schwiegervater. Dort wurde ihm sein Sohn Wilhelm, der Stammvater der nachherigen Herzöge von Braunschweig, geboren. Vom Erzbischof Philipp zu Cöln, der sich mit dem Kaiser entzweit hatte, zurückgerufen, erschien er wieder auf heimischer Erde 1184, fand die ganze Verfassung verändert, Alles durcheinander geworfen und die Prälaten im Kampfe mit den weltlichen Großen. Hätte er jetzt selbst wieder zu den Waffen gegriffen, so wäre die Verwirrung noch größer geworden. Er lebte aber wie ein Privatmann still zu Braunschweig. Doch traute Friedrich dem gereizten Löwen nicht, sondern verlangte, er solle ihm nach Palästina folgen oder nochmals drei Jahre nach England gehen. Heinrich wählte das Letztere. Während seiner Abwesenheit starb zu Braunschweig die treue Mathilde, und bald erfuhr er auch, daß das Versprechen, seine Allodien nicht anzutasten, keineswegs gehalten werde. Da hielt auch er sich seines Versprechens ledig, benutzte die Abwesenheit des Kaisers, kam 1189 nach Stade, ward von seinem ehemaligen Feinde, dem Erzbischof von Bremen, der jetzt seiner bedurfte, mit offenen Armen aufgenommen, und schlug bald, da die treuen Vasallen von Wölpe, Schwerin und Ratzeburg sich wieder zu ihm sammelten, die Dänen und Ditmarsen in die Flucht. Als Hamburg, Plön und Itzehoe wieder erobert waren, for-

derte er Unterwerfung von Bardewick, der blühendsten Handelsstadt jener Gegend. Aber stolz verweigerten die Bardewicker Gehorsam. Deswegen wurde die Stadt, nachdem er sie mit Sturm erobert, größtentheils zerstört bis auf den Dom, und an des Doms Mauern das schreckende Bild des rächenden Löwen mit der Inschrift: »Vestigia Leonis,« gesetzt, die noch jetzt dort zu lesen ist. Nach Bardewicks Zerstörung ergaben sich Lübeck und Lüneburg; aber in der nächsten Schlacht gegen Adolph von Dassel, den Statthalter Holsteins, war Heinrich unglücklich. Viele seiner Vasallen blieben auf dem Wahlplatze (bei Segeberg), die andern verließen ihn. Die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt belagerten darauf in Gemeinschaft mit dem jungen Könige Heinrich, den Friedrich I. als Reichsverweser in Deutschland gelassen hatte, Braunschweig, jedoch vergebens. Darauf kam 1190 durch Vermittelung der Erzbischöfe von Mainz und Cöln ein Vergleich zu Stande, worin Heinrich versprach, seine Söhne dem Könige als Geißeln zu stellen. Zwar dauerte auch dieser Vergleich nicht lange, doch ward auf andere Weise die alte Feindschaft ausgeglichen. Heinrichs ältester Sohn, Heinrich, hatte sich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, Bruders Kaiser Friedrichs I., vermählt. Diese Verbindung eines Welfen mit einer Hohenstaufen schien endlich die alte Fehde zu enden. Durch des Pfalzgrafen Konrad und des jungen Heinrichs Vermittelung erfolgte endlich eine Aussöhnung mit dem Kaiser, und Heinrich der Löwe, gedrückt von der Last so mancher Unglücksfälle, lebte nun ruhig zu Braunschweig, wo er in einem Alter von 66 Jahren (1195) starb. Im dortigen Dome ist noch sein Grabmal zu sehen. Heinrich der Löwe war tapfer, großmüthig, unermüdet thätig, aber auch starrsinnig, hochfahrenden Wesens und leidenschaftlich gestimmt; dabei fromm, aber kein Frömmler. Durch sein ganzes Leben hatte er mit den Pfaffen,

die seine erbittertsten Feinde waren, zu streiten. Ueber sein Zeitalter ragt er hervor durch seine unermüdete Bemühung, Handel, Gewerbfleiß, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, Künste emporzubringen und Gelehrsamkeit, wie er sie kannte, zu befördern. Er unterlag nie seinem harten Schicksal, sondern kämpfte ihm rastlos entgegen.

Heinrich, Prinz von Preußen, (Friedr. Heinr. Ludwig), dritter Sohn Friedrich Wilhelms I., Bruder Friedrichs II., geb. zu Berlin 1726. Gleich seinem Bruder hart und streng erzogen, minderte dies doch eben so wenig, als bei diesem, die Genialität und den Aufschwung des Talents, und nur eine Ungewandtheit des Ausdrucks und eine schlechte deutsche Mundart blieben von dieser Erziehung in späteren Jahren zurück. Den ersten Feldzug machte H., der die Kriegskunst mit mehr Eifer als sein Bruder studirt hatte, 1742 als Oberst der Armee mit, er wohnte auch der Schlacht bei Czaslau bei, hatte jedoch keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Bei dem Feldzuge 1744 war er im Gefolge des Königs; mit der Vertheidigung der Stadt Tabor (einer bloß mit einer Mauer umgebenen Stadt) beauftragt, hielt er diese gegen die Angriffe Nadasty's, und that sich noch mehr bei Strigau und Hohenfriedberg hervor. Nach dem Frieden von Dresden wohnte er in Potsdam und widmete sich hier ganz dem Studium des Kriegs. 1752 vermählte er sich mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel und erhielt vom Könige das Schloß Rheinsberg und einen neu gebauten Palast in Berlin. Von nun an mehr Freiheit genießend, trieb er mit noch mehr Eifer das Kriegsstudium und führte u. a. mit seinem zweiten Bruder, August Wilhelm, mit dem er eine innige Freundschaft unterhielt, einen Krieg in Briefen, indem dieser das eine, jener das andere Heer zu kommandiren annahm und beide sich ihre gegenseitigen Bewegungen mittheilten. Im

Anfange des 7jährigen Krieges befehligte er eine Brigade unter dem Könige, trug damit bedeutend zum Siege von Prag bei, und zog sich nach der Schlacht von Kolin geschickt und glücklich zurück. Bei Roßbach, wo er ein Infanteriecorps führte und bedeutend zum Siege beitrug, wurde er verwundet. Als der König 1757 nach Schlesien ging, befehligte H. das kleine Korps, das in Sachsen zurückblieb. Mit diesem, das 1758 auf 25,000 M. gebracht wurde, deckte er die Südgrenzen des preußischen Staats und entwickelte nun in dieser Campagne, so wie in den folgenden, eins der eminentesten militairischen u. besonders strategischen Talente, das es je gegeben hat. Mit einer kleinen Armee von 20 — 30,000 Mann hielt er sich stets gegen eine 2 — 3mal überlegene, und errang durch Märsche, Gegenmärsche, Stellungen, kleine Angriffe, immer eine Schlacht vermeidend, große Vortheile über den Feind. Nie wurde er geschlagen und nie beging er, wie Friedrich II. ihm selbst zugestand, einen militairischen Fehler. Dennoch wurde er durch das harte Benehmen Friedrichs II. gegen ihren beiderseitigen Bruder, August Wilhelm, welches wohl Miturfache an dessen 1758 erfolgtem Tode war, und durch mehrere Aeußerungen über ihn, so zur Unzufriedenheit gereizt, daß er sich 1760 einige Monate, unter dem Vorwande einer Krankheit, nach Glogau zurückzog und das Kommando ganz abgeben wollte. Mit Mühe versöhnte ihn Friedrich, und er setzte in Sachsen sein Kommando fort. 1762 gewann er noch kurz vor Beendigung des Kriegs die Schlacht von Friedberg, auf die der Frieden folgte. H. zog sich nach dem Frieden wieder nach Rheinsberg zurück, wo er, vom Könige mit äußerster Achtung behandelt, ferner nur den Wissenschaften und Künsten lebte. Vorzüglich liebte er französisches Theater. Die polnische Reichsversammlung wollte ihm 1764 die polnische Krone anbieten, allein er vernahm diesen Plan mit Gleichgültigkeit. Seine philosophische Ruhe wurde

durch Mißhelligkeiten mit seiner Gemahlin gestört, die von Rheinsberg entfernt wurde. 1771 besuchte er die Kaiserin Katharina in Petersburg. Hier kam die erste Theilung Polens zur Sprache. H. ging darauf ein, ohne von seinem Bruder ausdrücklichen Auftrag zu haben, schloß aber die Präliminarien dieses Vertrags zur Zufriedenheit seines Bruders ab. Im baierischen Erbfolgekriege 1778 befehligte H. ein Heer Preußen und Sachsen, das von Dresden aus in Böhmen einfiel. Laudon war sein Gegner. Der Mangel an Lebensmitteln zwang ihn zum Rückzuge und bald darauf erfolgte der Friede. 1784 ging er nach Paris, um daselbst wegen eines Bündnisses gegen die Vergrößerungsplane Oesterreichs zu unterhandeln. Die Unentschlossenheit des franz. Cabinets vereitelte dessen Abschließung. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde H. gänzlich von Geschäften entfert, er wollte sich nach Frankreich zurückziehen, aber die eben damals ausbrechende französische Revolution hinderte ihn daran. Der Krieg Preußens gegen Frankreich, 1792, war ganz seinen Ansichten entgegen. Alt und hinfällig erwartete er in stiller Ruße und heiterer Muße das Ende seines Lebens, das dem Glücke des Staats und allen geselligen Tugenden gewidmet gewesen. Er starb zu Rheinsberg den 3. August 1802. 1809 erschien zu Paris eine »Vie privée, polit. et milit. du Prince Henri de Pr., frère de Frédéric II.,« deren Verf., nach der Meinung des Hrn. v. Dohm, den Prinzen genau gekannt und sein Vertrauen genossen haben muß.

Heinrich (Christoph), König von Haiti, s. Haiti.

Heinse (Johann Jakob Wilhelm), kurmainz. Hofrath, ein genialer deutscher Schriftsteller, geb. 1746 zu Langenwiesen, einem schwarzb.-sondersh. Marktflecken bei Ilmenau in Thüringen. Er starb 1803, 54 Jahre alt.

Heinsius (Daniel und Nikolaus), Vater und Sohn, zwei

berühmte holländ. Philologer. Der Vater, geb. zu Gent 1580, war in der class. Literatur ein Schüler Joseph Scaliger's, wurde Professor der Politik und Geschichte in Leiden, auch Historiograph von Holland, und starb 1655. Nikolaus, geb. zu Leiden 1620, starb 1681 im Haag.

Heinsius, Großpensionnair von Holland, der Günstling und Vertraute des Prinzen Wilhelm von Oranien, der 1689 als Wilhelm III. den engl. Thron bestieg; starb 1720 im Haag, 87 Jahre alt.

Heißhunger, s. Bulimie.

Heizung, so viel als Erhitzung, Erwärmung durch Feuer. Man braucht die Wörter heizen, Heizung sowohl zur Bezeichnung der durch Feuer zu bewirkenden Erhitzung der mancherlei Gattungen von Oefen, deren Wärme zu verschiedenen ökonomischen und technischen Zwecken benutzt wird, als auch bei der Erwärmung der Zimmer durch Oefen (oder Kamine).

Hekate, Tochter des Tartarus, n. A. der Nacht; noch A. nennen Jupiter als ihren Vater, der sie bald mit der Juno, bald mit der Ceres, bald mit Asteria, bald mit der Phocäa, einer Tochter des Aeolus, gezeugt habe. Sie war die unterirdische, der Magie vorstehende Göttin.

Hekatombe, bei den Griechen ursprünglich ein Opfer von hundert Stieren, dann überhaupt von hundert Thieren. Einige erklären den Namen aus einer tropischen Figur bei den Dichtern, so daß er im Allgemeinen ein Opfer von vielen Thieren bedeute, da man in gleicher Bedeutung Chiliomben, Opfer von tausend Thieren, gehabt habe.

Hekla, ein 4300 Fuß hoher feuerspeiender Berg in dem südwestlichen Theile der Insel Island. Der ganze Gipfel ist ein Haufen Schlacken, und der Krater nicht viel über 100 Fuß tief. Man

zählt seit 1004 in Allem 23 Ausbrüche, wovon die letzten 1766 vom 5. April bis 7. Sept. und 1818 sich ereigneten.

Hektik (hectica, Med.), ein krankhafter Körperzustand, der durch einen anhaltenden körperlichen Reiz eine Abmagerung und, unter mehr oder minder deutlichen Fiebersymptomen (im letztern Falle hektisches Fieber) eine allmählige Verzehrung des Körpers zur Folge hat. Die Krankheit zieht sich oft Jahre lang hin, besteht anfänglich mehr in Kränklichkeit als wirklicher Krankheit, macht auch wohl Unterbrechungen. Nach den veranlassenden Ursachen und den Organen, von denen aus sie unterhalten wird, bekommt die Krankheit dann auch andere Benennungen.

Hektor, des Priamus u. der Hekuba Sohn, der tapferste im Heere der Trojaner, dessen Oberbefehlshaber er war. Seine Gemahlin war des cilicischen Königs Eetion Tochter, Andromache, mit der er den Astyanax oder Skamander, nach A. auch den Laodamas und Amphinous zeugte. Seine Thaten besingt Homer in der Ilias. An Tapferkeit Keinem weichend, erliegt er dem Achilles, nicht weil ihn derselbe an Muth übertrifft, sondern weil er, von langen Kämpfen u. Wunden ermattet, einen Zweikampf eingeht, in welchem er des Deiphobus Hülfe vertraut, in dessen erlogener Gestalt Minerva ihn täuscht und verläßt. An Menschlichkeit aber übertrifft Hektor Alle.

Hekuba (griech. Hekabe), eine Tochter des Königs Dymas von Thracien, nach Andern des Cysseus oder des Flusses Sanagrius und der Metope. Sie war die zweite rechtmäßige Gemahlin des Königs Priamus von Troja, dem sie zuerst den Hektor und dann den Paris gebar. Nach Troja's Eroberung fiel die unglückliche Fürstin dem Ulysses aus der Beute als Sclavin anheim. Voll Verzweiflung über dies Mißgeschick reizte sie den Zorn der Griechen durch Schmä-

hungen und ward von ihnen gesteinigt, unter den Steinen fand man aber nicht ihren Leichnam, sondern einen todten Hund.

Heldenbuch, eine berühmte Sammlung altdeutscher Gedichte nach alten vaterländischen Sagen, deren geschichtlicher Mittelpunkt die Zeit Attila's und der Völkerwanderung ist. Es enthält die Thaten und Abenteuer des Kaisers Otnit und des Zwerges Elberich, Hugdietrichs, Wolfdietrichs, Königs Giebichs von Worms, Dietrichs von Bern, des Königs Laurin, die Geschichte von dem berühmten Rosengarten zu Worms, vom Hörnensiegfried, von Etzels Hofhaltung u. s. w.

Heldengedicht (Epos, Epopäa). In der neuern Zeit ist ein langer heftiger Streit darüber geführt worden, welchen Begriff man mit dem Worte Epos verbinden solle, und ob Heldengedicht gleichbedeutend mit diesem zu nehmen sei. Man hat sich eine Definition des Heldengedichts von den alten klassischen Mustern abgezogen, und hiernach festgestellt: ein Epos sei die dichterische Erzählung einer großen, wichtigen Begebenheit, deren Vollendung die Kräfte eines Helden und selbst die unmittelbare Einwirkung eines höhern Wesens erfordere. An diesem Begriffe hielten sich die ältern Aesthetiker hartnäckig, und erkannten kein Gedicht, das nicht alle diese Merkmale an sich trug, für ein Epos; die Neuern hingegen und besonders A. W. Schlegel unter ihnen, fanden diese Definition zu enge, und wollten sie allein auf das Epos beschränken, indem sie dem Heldengedichte eine andere Bedeutung gaben, und Epos, Heldengedicht, Romanze und andere Dichtarten als Untergattungen dem allgemeinen Begriff der epischen Dichtung unterordneten. Man trenne immer das Epos vom Heldengedichte in der Theorie; der Sprachgebrauch hat bisher keinen Unterschied zwischen beiden gemacht; nach ihm wollen wir uns richten, und Heldengedicht und Epos für gleichbedeutend annehmen.

Heldmann (Friedrich), Professor der Staatswissenschaft an der Akademie zu Bern, geb. den 24. Nov. 1776 zu Mergalshöchheim, einem fränkischen Dorfe am Main, bekannt durch seine maurerische Thätigkeit.

Helena, diese merkwürdige griechische Schönheit, die Tochter des Tyndareus (nach der Fabel eine Tochter des Jupiter und der Leda), bezauberte alle griechische Prinzen in hohem Grade, unter denen sie endlich den Menelaus, Agamemnons Bruder, zum Gemahle erkohr. Einst bei einer Abwesenheit ihres Gemahls kam der trojanische Prinz Paris an den Hof, der, von Helenens Reizen bezaubert, sie endlich entführte. Die Folge dieses Raubes war der berühmte trojanische Krieg und die Vernichtung Trojas, nach welcher Helena wieder mit ihrem vorigen Gemahle Menelaus nach Sparta zurückkehrte, wo denn ihr Tod auf verschiedene Art erzählt wird.

Helena (Insel), s. St.-Helena.

Helenenfeuer (auch St.-Helms-, St.-Elmo- oder Eliasfeuer, feu St.-Elme), eine Lufterscheinung, welche von brennbaren Dünsten in der Luft herrührt, in Gestalt einer Flamme sichtbar wird und sich oft auf Schiffen an den Masten und Raaen sehen läßt.

Helenus, des Priamus Sohn und der Kassandra Zwillingsbruder, begabt mit Seherkraft. Er warb nach Paris's Tode vergebens um die Helena und verrieth, erzürnt darüber, Troja. Der Betrug mit dem hölzernen Pferde wird ihm zugeschrieben.

Helgoland, britische Insel an der Westküste von Schleswig, 6 Meilen von der Elbe. Ein Felsen, 13,800 Fuß im Umkreise, oder ¼ QM. groß und 220 Fuß hoch, mit 2 Häfen, 420 H. und 3400 E.; besteht aus dem Ober- und Unterlande. — Schifffahrt, Lootsenwesen, Seebade-Anstalt, Leuchtthurm.

Heliaden (Heliadae Myth.), die sieben Söhne des Helios,

deren einzige Schwester, Elektryone, von den Rhodiern als Halbgöttin verehrt wurde. Jene zeichneten sich alle durch Verstand und Kenntnisse in der Astronomie, Schiffsbaukunst ꝛc. aus, besonders aber Tenages, der eben um deswillen von den übrigen ermordet wurde. Auch Heliaden, als Töchter des Helios, werden in der Myth. besondes wegen ihrer Bruderliebe denkwürdig aufgeführt, welche den Tod ihres Bruders Phaëton so lange an den Ufern des Eridanus beweinten, bis sie in Pappelbäume verwandelt wurden.

Helikon (Myth.), der berühmte Musenberg (in Böotien), nahe am Parnaß, der Aufenthalt Apollos und der Musen. Auf seinem Gipfel entsprang die Quelle Aganippe und Hippokrene, und zwar die letztere durch den Fußtritt des Pegasus. Daher heißen auch Helikoniden die neun Musen, von jenem ihrem Sitze Helikon.

Heliocentrisch, in der Astronomie, was sich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht, oder was nach der Vorstellung aus dem Mittelpunkte der Sonne betrachtet wird. So bestimmt z. B. die heliocentrische Länge und Breitre eines Planeten den Ort, welchen derselbe, aus der Mitte der Sonne betrachtet, einnimmt.

Heliodor, einer der besten griechischen Erotiker, war aus Emesa in Syrien gebürtig und lebte gegen Ausgang des 4. Jahrh. n. Chr. Er war Christ und ward Bischof von Tricca in Thessalien, gegen Ende seines Lebens aber abgesetzt.

Heliometer, auch Astrometer, der Sonnenmesser, d. h. ein solches Werkzeug, das, an einem Fernrohre angebracht, dazu dient, den scheinbaren Durchmesser der Sonne oder des Mondes zu messen, als wozu die gewöhnlichen Mikrometer nicht hinreichen. Ihn erfanden zu gleicher Zeit Savery zu London, und Bouguer, im J. 1743.

Helios, der Sonnengott in der griech. Mythologie, ein Sohn Hyperion's und der Theia, ein Bruder der Eos (Morgenröthe) und

Selene (Mond). Im Ocean hinter Kolchis wohnt er sammt der begleitenden Eos. Da er aus dem Geschlechte der Titanen abstammte, führt er auch oft den Namen Titan. Sein Dienst war sehr ausgebreitet, und er hatte viele Tempel und Bildsäulen, z. B. in Korinth, Argos, Trözene, Elis, besonders aber auf Rhodus, wo ihm jährlich ein Viergespann geopfert ward, das man ins Meer stürzte. Sonst opferte man ihm weiße Lämmer. Von Thieren waren ihm die Pferde, Wölfe, Hähne und Adler geheiligt. Abgebildet wird er als ein größtentheils bekleideter Jüngling, das Haupt mit Strahlen umgeben. Bisweilen fährt er auf seinem mit vier Rossen bespannten Wagen.

Heliostop, 1) ein Fernrohr, durch welches das Bild der Sonne in ein verfinstertes Zimmer oder in ein dunkles trichterförmiges Behältniß fällt, in welches das Fernrohr gesteckt wird; 2) ein Fernrohr mit gefärbten Gläsern, oder auch ein einzelnes Glas, welches man färbt oder mit Ruß schwarz anlaufen läßt, um ohne Nachtheil für die Augen in die Sonne sehen zu können.

Hell (Maximilian), einer der verdienstvollsten Astronomen des vor. Jahrh., geb. 1720 zu Chemnitz in Ungarn, starb zu Wien 1792.

Hellas wurde in verschiedenem Sinne von Griechenland gebraucht. Ursprünglich bezeichnete dieser Name einen kleinen Landesstrich in Thessalien um die uralte Stadt Hellas. Im weitesten Sinne endlich wurde Hellas in den spätern Zeiten genommen, als Philipp Sitz und Stimme im Rathe der Amphiktyonen erhalten hatte. Man begriff nämlich alsdann darunter alle Länder zwischen dem römischen und ägäischen Meere, selbst Macedonien und Epirus.

Helldunkel. Dieses Wort, welches Hagedorn zuerst dem italienischen Chiaroscuro und dem aus diesem entsprungenen franz. Clair-obscur nachbildete, bedeutet in der Zeichenkunst und Malerei

1) die Erſcheinung körperlicher Gegenſtände in Hinſicht des Lichts und Schattens und die harmoniſche Anordnung von Hell und Dunkel. Die Traube, ſagt Göthe, iſt ſeit Tizian als gutes Beiſpiel eines maleriſchen Ganzen im Helldunkel anerkannt. 2) Im engern Sinne eine Schattenpartie, welche durch Reflexe beleuchtet wird. Die Haltung iſt eine Art des Helldunkels.

Helle, Schweſter des Phryxus und Tochter des Athamas u. der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehen, nahm ſie mit ihrem Bruder die Flucht, und ein Widder mit goldenem Felle trug ſie, auf den Wink der Götter, über Land und Meer nach dem fernen Kolchis. Aber nur Phryxus langte hier an, denn die unglückliche Helle ſtürzte in das Meer, welches von ihr den Namen Helleſpont (Meer der Helle) erhielt.

Hellenen, die der neuern Zeit, bewohnen jetzt von den europäiſch-osmaniſchen Provinzen in der Mehrheit das alte Hellas, den Peloponnes, den öſtl. Theil Theſſaliens und die Küſten Macedoniens und Thraciens, die kleinen Eilande des Archipels ausſchließlich, die größern Inſeln zur Hälfte; auch ſind ſie über ganz Arnauth verbreitet und in den Provinzen jenſeit der Donau. Unter ihnen zeichnen ſich als beſondere Stämme aus: die Mainotten, die Hydrioten, die Sfachioten auf Kreta, ein Gemiſch der alten Kretenſer und eingewanderten Hellenen. Ein Hauptwerk iſt Wachsmuth's »Helleniſche Alterthumskunde a. d. Geſichtspunkte des Staats« (1. Thl., 1. Abth., Halle 1826).

Helleniſten nennen wir die gelehrten Kenner des griech. Alterthums, vornehmlich der griech. Sprache und Literatur.

Helleniſten (ägyptiſche) wurden die jüdiſchen Coloniſten genannt, die nach dem Untergange des Königreichs Juda, um 600 v. Chr., nach Aegypten gekommen waren.

Helleſpont, die Meerenge zwiſchen Europa und Aſien, jetzt die Straße der Dardanellen. Ueber die Entſtehung des Namens ſ. Helle.

Helmers (Johann Friedrich), ein holländ. Dichter, geb. zu Amſterdam 1767, ſtarb den 26. Febr. 1813.

Helminthoolithen, verſteinerte Wurmgehäuſe; Helminthiaſis, die Wurmkrankheit, welche von den Eingeweidewürmern herrührt; Helminthagoga, ein wurmabtreibendes Mittel; Helminthologie, die Lehre von den Würmern.

Helmont (Johann Baptiſt von), Herr von Merode, Royenborch u. ſ. w., geb. 1577 zu Brüſſel, ſtudirte Naturlehre, Naturgeſchichte und Medicin, worin er ſchnelle und bedeutende Fortſchritte machte. Er ſtarb am 30. Dec. 1644, und übergab noch vor ſeinem Tode ſeine Handſchriften ſeinem Sohne zur Bekanntmachung, wenn er ſie deren werth hielte. Sie erſchienen ſpäter bei Elzevir.

Helmſtedt, Helmſtädt, 1) Diſtrikt im Herzogthum Braunſchweig-Wolfenbüttel; 15½ QM. groß, mit 41,000 E.; enthält die 4 Kreisämter: Helmſtedt, Schöningen, Königslutter und Vorsfelde. 2) Kreisamt in dieſem Diſtrikte; 2 QM. groß, mit 8100 E. 3) Kreisſtadt darin; 2 Vorſtädte: Neumark und Oſtendorf, 660 H. 5350 E. Julium oder Gebäude der ehemaligen Univerſität, Flanellmanufakturen, Liqueurfabriken, Eſſigbrauerei, Pfeifenfabriken, Handel. Unweit der Stadt, im Marienberger Forſte, der Helmſtedter Geſundbrunnen.

Heloiſe, ſ. Abelard.

Heloten hießen bei den Spartanern diejenigen Sklaven, welche urſprünglich von den Einwohnern der Stadt Helos herſtammten, die wegen Empörung gegen Sparta zur Knechtſchaft verdammt worden waren und dem ganzen Staate zugehörten. Sie wurden ſehr

hart und namentlich von der Jugend sehr gemißhandelt; daher sie sich auch oft empörten. — Heloeisch, knechtisch, sklavisch.

Helsingfors, Hauptstadt der Provinz Nyland und des damit vereinigten Wiburg im russisch. Gouvernement Finnland, an der Mündung der Wanna in den finnischen Meerbusen; 2 Forts, 1020 H. 8300 E. Hafen, Segeltuch- und Leinwandmanufakturen, Tabaksbau, Handel, Schifffahrt.

Helsingör, Stadt an der schmalsten, nur 736 Fuß breiten Stelle des Sundes, auf der dänischen Insel Seeland, am Oresunde; 640 H. 7000 E. Zuckerraffinerien, unweit der Stadt eine große Gewehrfabrik und das Schloß Kronenburg, bei welchem die, den Sund passirenden Schiffe den Zoll entrichten. Hafen, Schifffahrt, Handel, Seebad.

Helst (Bartholomäus van der), Maler, geb. zu Harlem 1613. Sein Todesjahr ist unbekannt; man weiß nur, daß er zu Amsterdam lebte.

Helvetien, Schweiz (Bund der Eidgenossen, schweizerische Eidgenossenschaft), Bundesstaat in Europa, wird durch die Alpen von Italien, und durch den Jura von Frankreich getrennt. Im N. grenzt Helvetien an Deutschland; im O. an Oesterreich; im S. an Oesterreich, Sardinien und den Genfersee; im W. an Savoyen und Frankreich. Von den 696⅓ QM. Flächeninhalt, nehmen die Gletscher den 16ten Theil ein. Die Alpen verbreiten sich durch das Land; von Basel bis Freiburg erheben sie sich nicht über 3600 Fuß, in dem südlichen Theile aber erreichen sie eine Höhe von 14,000 Fuß. Außer den Alpen durchziehen das Land auch das Jura- und das Joratgebirge. Auf ihnen entspringen viele Flüsse, als: der Rhein, die Rhone, Adda, Aar, der Inn, die Reuß, der Tessin u. a. Die größten Seen sind: der Boden-, Genfer-, Wallenstädter-, Zürcher-,

Waldstädter-, Bieler-, Brienzer-, Zuger-, Murtener-, Thuner- und Neuenburgersee. Die Zahl der Einwohner beträgt 2,037,000. Viehzucht, Obst-, Hanf-, Flachs- und Weinbau, unzureichender Getreidebau; Bergbau auf Steinkohlen, Blei und Eisen; Kunstfleiß und Handel. Helvetien ist aus den 22 Cantonen oder Freistaaten zusammengesetzt: Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zürich, Glarus, Zug, Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Appenzell, St. Gallen, Bünden, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadt, Genf, Wallis, Neuenburg. Eine aus den Gesandten der 22 Cantons gebildete Tagsatzung besorgt die Bundesangelegenheiten, und kommt, jährlich wechselnd, in einem der drei Vororte: Zürich, Bern und Lucern, zusammen. Das Bundesheer besteht aus 32,686 Mann, und die Geldbeiträge betragen 540,107 Schweizerfranken.

Helvetius (Claude Adrian), geb. zu Paris 1715; starb 1771 daselbst.

Helvig (Amalie von), geb. Freiin von Imhoff in Berlin, geb. den 16. August 1776 zu Weimar. Dichterin und Schriftstellerin.

Helvoetsluis, befestigter Hafenort auf der Insel Voorne, in der niederländ. Provinz Südholland, an der Mündung der Maas; 1250 Einw. Schiffswerfte, Schiffsdocken, Schifffahrt, Seehandel. Ueberfahrt nach Harwich in England.

Hemerodromen waren bei den Griechen Fuß- oder Eilboten, die in einem Tage 10 — 15 Meilen laufen konnten.

Hemisphäre, s. Halbkugel.

Hemmling oder Hemmlink (Hans), ein ausgezeichneter deutsch-niederländischer Maler aus der Mitte des 15. Jahrh. Man nimmt gewöhnlich an, daß er in Flandern geboren worden. Nach neuern Untersuchungen ist er wahrscheinlich zu Konstanz 1439 ge-

boren und nach den Niederlanden gegangen, um in Eyk's Schule zu lernen.

Hemsterhuis (Tiberius), ein durch seine seltene Gelehrsamkeit, besonders in der griech. und röm. Sprache, und durch die Schule, die von ihm ausging, berühmter holländ. Philolog, geb. zu Gröningen 1685, gest. zu Leiden 1766 als Prof. der griech. Sprache und der Geschichte daselbst.

Hemsterhuis (Franz), Sohn des Vorigen. Mit class. Bildung, als einem väterlichen Erbtheil, ausgestattet, studirte er vorzüglich Philosophie, namentlich die Sokratische. Er starb zu Haag 1790.

Hendekasyllaben, der Name eines 11sylbigen Verses, dessen sich unter den Alten besonders Catull bediente, und der für kleine Tändeleien eine recht angemessene Form ist. Das Schema ist: ⏑–⏑⏑–⏑–⏑–⏑

Hengist, der Gründer des Königreichs Kent in Großbritannien, war, so wie sein Bruder Horsa, unter den Sachsen berühmt durch körperliche Stärke und Alter der Ahnen, die ihren Ursprung unmittelbar von Odin ableiteten. Es war 449, als die Briten gegen den Andrang der Schotten und Pikten von den Sachsen Hülfe begehrten. Er starb gegen das Jahr 488, indem er seinen Nachfolgern das neueroberte Reich hinterließ.

Henil, Henile, eine Art Fetisch oder Götzenbild der alten Wenden. Er bestand aus einem Stabe, woran oben eine Hand befestigt war, die einen Ring hielt. Dies Götzenbild ward vor den Thüren herumgetragen, und man opferte ihm, um sich seines Schutzes zu versichern.

Henke (Heinrich Philipp Konrad), Vicepräsident des wolfenbüttelschen Consistoriums, Abt des Klosters Königslutter, Generalsuperintendent, erster Professor der Theologie zu Helmstädt und Direk-

tor des dortigen Predigerseminars, war der Sohn eines Predigers zu Braunschweig, und 1752 zu Hehlen geboren; er st. am 2. Mai 1809.

Henrici (Christian Friedrich), als Dichter: Picander, geb. 1700 zu Stolpen in Sachsen; er starb 1764. Seine Gedichte zeichnen sich durch derben Witz und ungenirte Leichtigkeit aus, nur ist ihr unsittlicher Ton oft anstößig.

Henriette (Anna), Herzogin von Orleans, Tochter des unglücklichen Königs Karl I. von England, wurde in den uruhigen Zeiten des Bürgerkrieges in England zu Exeter den 16. Juni 1644 geboren; sie starb am 29. Juni 1670.

Hephästion, Freund Alexanders des Großen, war ein vornehmer Macedonier aus Palla. Er begleitete den König auf seinen Heereszügen, und starb zu Ekbatana. Alexander, den sein Verlust sehr schmerzte, wollte ihm ein prachtvolles Grabmal bauen, starb aber selbst bald darauf 323 v. Chr.

Hephästos, s. Vulcan.

Heptachord, in der Tonkunst die Septime, d. h. der siebente Ton von den heraufsteigenden Tönen einer Octave.

Herakliden, die Nachkommen des Herkules, welche das von ihrem Ahnherrn ihnen vererbte Recht auf den Peloponnes, in Verbindung mit den Doriern, geltend machten.

Heraklit, ein griech. Philosop, aus Ephesus in Kleinasien gebürtig, der Dunkle genannt, lebte um die 69. Olympiade (um 500 v. Chr.). Statt die höchsten obrigkeitlichen Würden in seiner Vaterstadt anzunehmen, widmete er sich der Philosophie. Er bereis'te verschiedene Länder, vorzüglich Afrika. Sein von Natur finsteres und melancholisches Gemüth, das sich auch in seiner Philosophie ausdrückte, ließ ihn bald den Umgang der Menschen ihrer Laster wegen fliehen. Er begab sich in ein einsames Gebirge, um hier von Wur-

zeln und Kräutern zu leben, wurde aber von einer unheilbaren Krankheit befallen, welche ihn nöthigte, nach der Stadt zurückzukehren, wo er bald darauf, 60 Jahr alt, starb.

Heraldik, Wappenkunde. Man theilt die Wappen in persönliche, Familien- und Länderwappen.

Herbarium (Herbarium vivum), die Sammlung von getrockneten Pflanzen, welche zwischen Papier aufbewahrt werden.

Herberstein (Sigismund, Freiherr von), ein ausgezeichneter Staatsmann und Geschichtschreiber, war 1486 zu Vippach in Krain geboren. 1553 zog er sich von seinen Geschäften zurück und st. 1566.

Herbst, diejenige Jahreszeit, welche in der nördlichen gemäßigten Zone ihren Anfang nimmt, wenn die Sonne bei ihrem scheinbaren Niedersteigen nach der südlichen Halbkugel den Aequator berührt.

Herbst (Johann Friedrich Wilhelm), Prediger an der St.-Marienkirche zu Berlin, einer der geschätztesten Naturforscher Deutschlands, geb. 1743 zu Petershagen im Fürstenthum Minden, starb 1807.

Herculanum, eine alte ital. Stadt, unweit Neapel, merkwürdig durch das Schicksal, welches sie im J. Chr. 79 hatte, von einem Feuerstrome des Vesuvs gänzlich vertilgt zu werden. Seit 1720 fing der kaiserl. General Prinz Elbeuf, welcher bei Portici ein Landhaus hatte, an, nachgraben zu lassen: ein Versuch, welcher seit 1738 erneut u. wiederholt wurde, wo man denn die prächtigsten Kunstwerke von Malerei, Bildhauer- und Baukunst, die man seitdem die herculanischen Alterthümer nannte, entdeckte. Ob nun gleich in der Folge durch die Zeitumstände die ferneren Nachgrabungen verhindert und unterbrochen wurden, so sind sie doch in der neuern Zeit unter Franz I. und unter der Leitung des Architekten Karl Bonucci glücklich fortge-

ſetzt, und, nachdem die Stadt vom Schutte befreit, herrliche Monumente, Gebäude ꝛc. aufgefunden und ausgegraben worden.

Hercules, bei den Griechen Herakles, auch Alcides (Myth.), dieſer berühmte Halbgott, ein Sohn Jupiters und der Alkmene, machte ſich durch ſeine männliche Stärke und ſeinen unüberwindlichen Muth unſterblich, die er bei Beſtehung der zwölf Arbeiten zeigte, welche ihm der König Euryſtheus auferlegte, nämlich: die Erwürgung des nemäiſchen Löwen; der lernäiſchen Schlange, Hydra; Auffangen der Hirſchkuh der Diana Cerynitis und des erymantiſchen Ebers; Reinigung des Stalls des Augias; Erlegung der ſtymphaliſchen Vögel; Abholung eines wüthenden Stiers aus Creta; Entführung der 4 feierſpeienden Roſſe des Diomedes; Eroberung des Wehrgehänges der Amazonenkönigin Hippolyta; Entführung der Rinderheerde des Geryon und deſſen Erlegung; Wegnahme der goldenen der Venus geheiligten und von einem Drachen bewachten Aepfel aus den Gärten der Hesperiden; Heraufführung des Höllenhundes Cerberus auf die Oberwelt — der vielen übrigen Heldenthaten zu geſchweigen, durch welche er ſelbſt den Göttern furchtbar ward. Seine zweite Gemahlin, Dejanira, ſchickte ihm, aus Eiferſucht auf die Jole, ein mit des Centaur Neſſus Blute beſtrichenes Hemde, wovon er raſend wurde und ſich endlich auf dem Berge Oeta ſelbſt verbrannte. Jupiter nahm ihn in den Olymp auf, wo er, nachdem ſich Juno mit ihm verſöhnt hatte, die ſchöne Hebe zur Gemahlin erhielt. Dieſer Held, der wahrſcheinlich durch Bezwingung räuberiſcher Völker und durch Vertilgung ſchädlicher wilder Thiere ſich um die Menſchen höchſt verdient machte, wird in voller männlicher Geſtalt, mit einer Löwenhaut um die Schultern und einer Keule in der Hand, abgebildet.

Herculesſäulen, zwei Säulen, die Hercules zu beiden Seiten der nach ihm benannten oder gaditaniſchen Meerenge zwiſchen

Europa und Afrika (Gibraltar) auf den Bergen Calpe und Abyla errichtet haben sollte, gleichsam als die Grenzsteine seiner Wanderungen nach Westen.

Herder (Johann Gottfried von), einer der eigenthümlichsten, umfassendsten und geistreichsten Schriftsteller der Deutschen, geb. den 25. Aug. 1744 zu Morungen, einer kleinen Stadt in Ostpreußen; er starb am 18. Dec. 1803. Das Hauptwerk Herder's sind seine »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« (Riga 1785 fg.; neue Ausg. mit Luden's Einleitung, Leipz. 1821), in welchem alle Strahlen seines Geistes sich vereinigen. 1819 ließ der Großherzog von Sachsen-Weimar eine Gedächtnißtafel von gegossenem Eisen auf Herder's Grab legen, mit der Inschrift: »Licht, Liebe, Leben.«

Here, s. Juno.

Hering, der bekannte Zugfisch, der in unermeßlicher Menge an vielen Küsten gefangen und dann gesalzen, oder getrocknet als Bökling, durch ganz Europa verfahren wird. Gegen Johannis findet er sich an den schottischen Küsten ein, zieht sich von da nach den engl. Küsten, und gegen Ende des Jahres nach den irländ. Dünen, hierauf zum Laichen wieder höher nach Norden, wo er dann wieder bis zum nächsten Jahre bleibt. Die Heringsfischerei war schon vor vielen Jahrhunderten ein großer Nahrungszweig der Flamänder. Die Holländer bemeisterten sich desselben aber größtentheils, als 1416 Wilhelm Boekels das-Einsalzen auf die jetzt noch übliche Weise zur höhern Vollkommenheit brachte. Daher das Wort einbökeln. Die holländ. Heringe haben sich seit dieser Zeit im Rufe als die besten erhalten. Der Fang geschieht insbesondere an der Küste von Norfolk, vorzüglich von Johannis bis Jacobi. Ueber die Zeit und Art der Fischerei gibt es strenge Ordnungen. In Holland werden die dazu gebrauchten kleinen Schiffe, von 24—30 Last, Buisen genannt, und

als Holland noch fast den Alleinhandel mit den Heringen hatte, wurden wohl gegen 1000 solcher Buisen auf den Fang geschickt.

Hermandad, die heilige (Brüderschaft), eine ursprünglich von den Städten Castiliens 1476 zur innern Sicherheit wider Bedrückungen der Großen und der von diesen besoldeten Räuber errichtete große Verbindung, die in der Folge sehr mächtig wurde, und gegen welche nicht einmal ein Kirchenasyl stattfand. Es ist daher auch jetzt noch dieselbe eine Sicherheits- und Polizei-Anstalt, welche für die Sicherheit der Städte und Dörfer gegen Räubereien ꝛc. wacht.

Hermann (Arminius), der Cherusker, des Cheruskerfürsten Sigimer Sohn, geb. 18 v. Chr.; bildete sich (als Geißel) in Rom und dann im römischen Kriegsdienste aus, erhielt von Augustus das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde. Als die Römer nach Drusus Siegen unter Varus in Deutschland römische Einrichtungen, Sitten und Sprache einführten, entwarf und führte H. den Plan zur Unterdrückung der Feinde aus, stellte sich an die Spitze der erbitterten Germanen und vernichtete die Römer im Jahr 9 n. Chr. durch die dreitägige Schlacht im teutoburger Walde, im Einverständniß mit andern vornehmen Germanen, die sich von Varus zahlreiche Bedeckung erbeten und so dessen Macht geschwächt hatten. Hierauf zerstörte H. alle römische Festungen an der Elbe, der Weser, dem Rheine. Er hatte die Tochter des Römerfreundes Segestes, Thusnelda, entführt, gerieth deshalb mit ihm in Krieg und belagerte ihn im J. 15 n. Chr. Doch entsetzte denselben Germanicus und nahm Thusnelden gefangen. Durch den Verlust seiner Gemahlin noch mehr erbittert, lieferte H. den Römern an der Ems ein Treffen, das übel für die Römer anfing und unentschieden endigte. Den zurückziehenden Cäcina belagerte H. im Lager, und hätte ihn, wie den Varus, vernichtet, wenn es nicht Inguiomar verhindert hätte. Zwar verlor H. im J. 16 die Haupt-

schlacht gegen Germanicus auf dem Gefilde Idistavisus an der Weser, doch nicht ohne Ruhm und Heldengröße. Im J. 17. kam es zwischen H. und Marbod, von dessen Reiche die Semnonen und Longobarden zu H. übergingen, zum Kriege. H., wiewohl durch Inguiomars Uebertritt zum Feinde geschwächt, behauptete das Schlachtfeld. H., der nach dem Abzuge der Römer und der Vertreibung Marbods nach dem Königthume strebte, oder wenigstens dieses Strebens im Verdacht war, hatte den Freiheitssinn seiner Landsleute gegen sich, kämpfte angegriffen mit abwechselndem Glücke und fiel durch die Hinterlist seiner Verwandten im J. 19 n. Chr. Sein Andenken ward nicht nur in Liedern, sondern wahrscheinlich auch durch die Irmensäule bewahrt.

Hermann (Johann Gottfried Jakob), einer der größten jetzt lebenden kritischen Philologen. Seine Vaterstadt ist Leipzig, wo sein Vater Senior des Schöppenstuhls war, und er 1772 geboren wurde.

Hermannsäule, s. Irmensäule.

Hermannstadt, ungarisch Szeben, 1) Nagy Szeben Szek, Stuhl im österreichischen Großfürstenthum Siebenbürgen, im Lande der Sachsen, zwischen der untern Weißenburger Gespannschaft, dem Leschkircher Stuhle, dem Grenzgebirge der Wallachei und dem Reismarker Stuhle; 37 QM. groß, mit 98,900 E. Darin die Karpathen und das Kerzergebirge. Ackerbau, Viehzucht, Obst- und Weinbau, Reißblei und Chrysolithen. Der Stuhl ist in den obern, mittlern und untern Stuhl getheilt. Zu ihm gehört noch der Talmatscher und Selistyer Stuhl und die Güter der sieben Richter. 2) Nagy Szeben, Szibie, Hauptstadt des Stuhls und Siebenbürgens, am Zibin; besteht aus der befestigten Oberstadt, aus der Unterstadt und aus drei, meistens von Wallachen bewohnten Vorstädten; 2200 H. 16,500 E. National-Museum, Tuchmanufakturen, Salpeter-

siederei, Pulvermühlen, Kupferhämmer, Papier- und Lederfabriken, Handel. 3) Herzmann, Miestrcz, österreich. Stadt im böhmischen Chrudimer Kreise; Schloß, 270 H. 1800 Ew. Gesundbrunnen, Marmor- und Gypsbrüche. 4) österreich. Gebirgsdorf im Troppauer Kreise im mährisch-schlesischen Gubernium; 344 H. 2000 Ew.

Hermaphroditos, ein Sohn des Hermes (Merkurs) und der Aphrodite oder Venus, der von den Nymphen auf dem Berge Ida erzogen wurde. Nach seinem 15. Jahre reis'te er nach Carien, und badete sich in einem Brunnen, welchen die Nymphe Salmacis bewohnte. Diese entbrannte gegen die Reize des schönen Jünglings, bot ihm aber ihre Liebe vergeblich an. Hermaphroditos suchte zu entfliehen, doch Salmacis hielt ihn zurück, schlang sich fest um ihn, und flehte die Götter an, daß sie nie wieder von ihm getrennt werden möchte. Dieser Wunsch wurde auch auf folgende Art erfüllt, daß sie mit ihrem Geliebten in einen Körper zusammenwuchs, welcher aber die beiden Geschlechtstheile behielt. Nach dieser Fabel gibt man den Namen Hermaphroditen Zwittern, oder solchen Personen, welche von beiderlei Geschlecht zu sein scheinen; denn daß sie es nicht sind, sondern nur zu einem gehören, ob sie schon von der gehörigen Bildung mehr oder weniger abweichen, ist durch die Erfahrung gewiß. Berühmt ist aus dem Alterthume die schöne Statue des Hermaphroditen in der Gallerie des Großherzogs zu Florenz.

Hermbstädt (Sigismund Friedrich), Dr., königl. preuß. Geh.-Rath, auch Obermedicinalrath, Ritter ꝛc.; ward geb. zu Erfurt am 14. April 1760.

Hermelin, eine Wieselgattung von der Größe eines Eichhorns, geschätzt wegen des seltenen weichen Fells, das nur in Sibirien und Canada's hohem Norden sich findet. Im Sommer ist es gelb und röthlich, im Winter schneeweiß, und wird weiß am theuersten be-

zahlt. Unsere fürstlichen Wappen pflegt die Heraldik mit einem Hermelinmantel zu schmücken. Auch lassen die Erzbischöfe und Bischöfe der kathol. Kirche ihre Mäntel damit auszieren.

Hermelin (Samuel Gustav, Freiherr von), k. schwedischer Bergrath, Ritter des Nordsterns, Mitglied der k. Akad. der Wissenschaften, geb. den 4. April 1744; starb in Armuth den 4. März 1802.

Hermen waren bei den Alten Statuen des Hermes (Merkur) aus einem ungekünstelten, viereckigen Steine, welche man an die Wege sowohl, als an die Thüren der Tempel und Häuser setzte. Dann nannte man überhaupt solche Bildsäulen, an welchen bloß der Kopf und die Brust ausgearbeitet sind, der untere Theil sich aber in einen zugespitzten viereckigen Block endet, ebenfalls Hermen. Eins der vorzüglichsten solcher Halbbilder ist der meisterhafte Kopf des Antonius.

Hermeneutik, Hermenevtik (a. d. Griechischen: auslegen, erklären), bezeichnet die Wissenschaft, welche die Grundsätze der Auslegungskunst aufstellt. Eine solche allgemeine Theorie enthält die angewandte Logik. Gewöhnlich wird der Gebrauch dieses Wortes auf die Erklärung der heiligen Schrift beschränkt. Die Hermeneutik verhält sich zu der Exegese wie die Theorie zu der Praxis.

Hermes, s. Mercur.

Hermes Trismegistus, auch Thoyth oder Thoth genannt, wird für einen Philosophen ausgegeben, der 1460 J. v. Chr. in Aegypten gelebt haben und sowohl die Schreibekunst, als auch alle ägyptische Weisheit erfunden haben soll. Goldmacher und Verfertiger von Universaltinkturen halten diesen Namen sehr heilig und wollen sogar einige von den ungeheuer vielen Schriften besitzen, die der Trism. geschrieben haben soll. Eben daher heißt ihnen denn nun auch

Hermetische Weisheit, oder Hermetik, herm. Kunst, der Inbegriff aller der tiefen Geheimnisse der Alchymie, Goldmacher-

kunst; so wie hermetisch überhaupt so viel, als chemisch oder alchymisch. Hermetische Physik, die Naturlehre, welche Salz, Schwefel und Queckſilber (Merkur) als Urstoff aller Dinge annimmt. Hermetische Sprache, jene dunkle, unverständliche Schreib- und Sprechart der Alchymisten ꝛc. — Hermetisch versiegelt oder verschlossen heißt ein Gefäß, wenn es durch seine eigene Materie, vermittelst des Feuers verschlossen, oder der Hals eines chemischen Gefäßes zugeschmolzen wird — luftfest, luftdicht.

Hermes (Johann August), Dr., geb. zu Magdeburg den 24. August 1736, ein protestantischer Theolog, der durch Leben, Lehre und Schriften eine wahrhaft christliche Moral verbreitete, und als Beförderer der Toleranz und Aufklärung genannt zu werden verdient. Er st. am 6. Januar 1822 zu Quedlinburg.

Hermes (Johann Timotheus), vorzüglich durch seine didaktischen Romane bekannt; ein helldenkender Theolog, Kenner mehrerer Sprachen, populärer Philosoph und warmer Freund alles Guten und Schönen; geb. 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern, starb den 24. Juli 1821.

Hermetische Kunst, s. Alchymie.

Hermione, die einzige Tochter des Menelaus und der Helena. Sie war von ihrem Vater dem Pyrrhus oder Neoptolemus, Achill's Sohne, versprochen, ward aber des Orestes Gemahlin und gebar ihm den Tisamenes. Nachher soll sie sich mit dem Diomedes vermählt haben und mit ihm unsterblich geworden sein.

Hermitage, eine der feinsten und feurigsten Sorten franz. Weine, die längs der Rhone zwischen Valence und Valiere im ehemal. Dauphiné wächst. Es gibt rothen und weißen; jener ist der beliebtere. Den Namen hat er von dem Eremitengebirge, welches dem Flecken Tain gegenüber liegt. Er wird über Cette zur See, und

Beaume landeinwärts ausgeführt, oder hier zur Veredlung anderer Weine gebraucht.

Hermode, s. Nordische Mythologie.

Hernia, s. Bruch.

Hero, eine junge Priesterin der Venus zu Sestos, wurde von Leander zu Abydos leidenschaftlich geliebt, der oft des Nachts über den Hellespont schwamm, um sie in einem Thurme, den sie des Nachts erleuchtete, zu besuchen. Einst wurde er bei ähnlichem Besuche von dem Sturme in die Wellen versenkt und sein Leichnam gegen Hero's Thurm angetrieben: Hero sah es und stürzte sich voll Verzweiflung ins Meer. Von Dichtern und Künstlern ist diese Geschichte häufig für die Darstellung benutzt worden.

Herodes, der Name von 4 jüdischen Regenten, deren merkwürdigster Herodes der Große ist. Sein Vater war Antipater, der Edomiter. Geb. zu Askalon 71 v. Chr., erlangte er in seinem 25. Jahre die Regierung über Judäa durch Betrug und Grausamkeit. Er starb nach einer Regierung von 34 oder 37 Jahren, 5 Tage nach der Ermordung seines Sohnes.

Herodes (Tiberius Claudius), Atticus, auch von seinem Geburtsorte Marathon häufig Marathonius genannt, ebenso ausgezeichnet durch seine altadelige Abkunft — denn sein Geschlecht ward auf Cekrops zurückgeführt — als durch ererbten Reichthum und glänzende Bildung, war unter Hadrian geboren u. verwaltete Staatsämter unter den Antoninen.

Herodian, griech. Geschichtschreiber, der in Rom öffentliche Ehrenämter bekleidete und über 238 n. Chr. hinaus gelebt haben muß, da er seine in griech. Sprache abgefaßte Geschichte, welche von dem Tode des Antonius anhebt, mit diesem Jahre schließt. Sie besteht aus 8 Büchern, und ist zwar ohne chronologische Angaben, aber mit

Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe in einem reinen und würdevollen Styl geschrieben. Größere kritische Ausgabe von Irmisch (Leipzig 1789—1805), Handausgabe von Wolf (Halle 1792).

Herodot, der älteste griech. Geschichtschreiber, aus Halikarnaß in Karien gebürtig, geboren im ersten Jahre der 74sten Olympiade, v. Chr. 484. Er war der erste, der nicht bloß die Geschichte eines ganzen Volks, sondern eine allgemeine Völkergeschichte in einer ordentlichen Verbindung schrieb, die einen Zeitraum von 240 Jahren umfaßt. Den Stoff zu seiner Geschichte sammelte er dadurch, daß er in den meisten der verschiedenen Länder selbst herumreis'te, deren Geschichte er schrieb, z. B. in Griechenland, Macedonien, Thracien bis über den Ister und Borysthenes hinaus, durch einen großen Theil Asiens, sogar auch in Aegypten, Libyen, Cyrene. Aus dem gesammelten Stoffe bearbeitete er hernach im 44sten Jahre seines Alters die Geschichte, welche er in 9 Bücher abtheilte, die er nach den 9 Musen benannte. Er beschrieb darin die Kriege der Perser mit den Griechen, beiläufig aber die Geschichte der andern Nationen, im jonischen Dialekt. Nachdem er fertig war, las er sie in der Versammlung bei den olympischen Spielen und nachher in der atheniſchen Volksversammlung vor, wo er beide Male den lautesten Beifall erhielt. Zuletzt mußte er sein Vaterland verlassen, das durch Parteien zerrüttet war. Er ging mit einer atheniſchen Colonie nach Thurium in Großgriechenland, wovon er auch den Beinamen Thurius führte. Wo und wann er gestorben ist, weiß man nicht. Man legt ihm auch eine Lebensbeschreibung des Homer bei, obgleich ohne völlige Gewißheit. Seine Schreibart empfiehlt sich durch Würde und Simplicität. Seine Glaubwürdigkeit ist über allen Zweifel erhaben, wenigstens in sofern er selbst nicht mit falschen Nachrichten getäuscht wurde. Ohne seine uns noch übrig gebliebene Geschichte würden wir die ältesten Zeiten

faſt gar nicht kennen. Auch für die alte Geographie iſt Herodot ſehr wichtig. Die beſten Ausgaben des Herodot ſind die von P. Weſſeling (Amſterd. 1763, Fol.), und die von J. Schweighäuſer (Straßb. 1816, 6 Bde.). Ins Deutſche iſt er überſetzt worden von Goldhagen, Degen und Jacobi; die vortrefflichſte Ueberſetzung aber iſt die von Lange (Berlin 1811).

Heroen oder Halbgötter werden in der griechiſchen Mythologie jene ſtarken, freien und edlen, gefühl- und muthvollen Menſchenkinder der Vorwelt genannt, die Dinge thaten, die ein großer Theil ihrer Zeitgenoſſen bewunderte und die ſchwächere entartete Nachwelt anſtaunte, die Alles erdulden konnten und ohne Murren erduldeten, was ihnen Natur oder Nothwendigkeit auflegten, die wagten, was ſie ſich auszuführen getrauten, die ſo gut und böſe waren, wie es ihnen gelüſtete, und die im ſteten Kampfe mit Abenteuern lebten, wie Herkules, Cyknus, Jaſon. Ferner diejenigen Menſchen, die durch Bogenſchießen, durch Wettlauf, durch Ringen und Fauſtkampf, durch Ueberſchauung der Zukunft, durch Dichtkunſt und Muſik, durch Kenntniß heilſamer Kräuter, durch Liſt und Gewandtheit ſich unter ihres Gleichen ausgezeichnet und berühmt gemacht, oder die ſich als wohlthätige Städteerbauer oder als weiſe Geſetzgeber, oder als muthvolle und reiche Fremdlinge hervorgethan hatten, wie Eurytus, Tireſias, Orpheus, Neſtor, Autolykus, Ulyſſes, Theſeus, Minos, Kadmus, Pelops u. A. Das Andenken dieſer großen Männer, ihrer Zeit und deſſen, was ſie thaten, erhielt ſich nämlich Jahrhunderte lang unter ihren Stämmen lebendig. Der Vater und Großvater erzählten ihren Kindern und Enkeln mit verjüngter Wärme, kühnen Zuſätzen und Hyperbeln ihre Geſchichte, und begeiſterte Dichter ſangen ihre Großthaten unter ſtarken und erhabenen Bildern in Liedern und Hymnen. Beide gingen Hand an Hand von einer Generation zur andern. Spä-

tere Dichter sangen diese Geschichten von Neuem, und erhöhten sie durch Lobpreisung und dichterische Begeisterungen, stets in dem Grade, in welchem man sich von jenen Zeiten entfernte, in der Versittlichung, Verfeinerung und Verweichlichung fortschritt, und jenen Kraftmännern an Stärke, Muth und Tüchtigkeit nachstand und unähnlich wurde. Natürlich, daß endlich eine Zeit kommen mußte, wo man sich diesen gewaltigen Menschen so ungleich fühlte, daß man sie als Halbgötter betrachtete und als von Göttern entstammte Wesen ansah. Ueberdies war es Geist der Zeit, alle Vorzüge des Körpers und der Seele, als hervorstechende Fähigkeiten, für unmittelbare Gaben und Geschenke wohlwollender Gottheiten zu halten; und da man in diesem Glauben einige dieser Heroen bereits ganz vorzüglich in verschiedenen Gegenden verehrte, ja selbst ausländische religiöse Begriffe auf sie übertrug, wie das Beispiel des Hercules, Bacchus, der Dioskuren und Anderer lehren, und dieselben dadurch zu ordentlichen Göttern wurden. So geschah es endlich, daß Heros und Dämon gleichbedeutende Ausdrücke, und der Glaube an Götterzeugte und übermenschliche Erdenkinder allgemein in der Vorstellung und Sprache zu werden anfing. Doch hatte man nicht bloß Heroen, sondern auch Heroinnen. Diese Benennung gab man nämlich allen denjenigen Frauen der Vorwelt, deren Schönheit, List und Geschicklichkeit ihnen einen großen Namen erworben hatte; oder welche Töchter oder Gattinnen der Heroen, oder Geliebte der Götter gewesen waren, von denen Ulysses eine Menge bei seinem Besuche in der Unterwelt sah, und unter die Alkmene, Leda, Ariadne, Danae, Tyro, Semele, Penelope, Helena u. A. gezählt wurden.

Heroide, ein lyrisches Gedicht in Briefform, worin irgend ein Held oder eine Heldin (daher der Name, von Heros) der Fabel oder Geschichte einer andern Person ihre Empfindungen in einer be-

deutenden Lage des Lebens mittheilen, z. B. Penelope schreibt dem lange entfernten Ulysses.

Heroisch bezeichnet das, was der kräftigen Heldenzeit eines Volkes (besonders der griechischen, von welcher dieses Wort zuerst gebraucht worden ist) angehört oder an sie erinnert.

Herold, ehedem ein Gesandter im Kriege, dessen Person heilig und unverletzlich war; dann bei Turnierspielen der verpflichtete Aufseher, welcher die adligen Wappen und Ahnen untersuchen, über streitige Fälle entscheiden mußte ꝛc. H. z. T. versteht man vorzüglich darunter den feierlichen Ankündiger wichtiger Ereignisse, welche er, unter großem Pompe einher reitend, bekannt macht (z. B. Friedensschlüsse, Thronerhebungen ꝛc.).

Heronsball heißt eine Art kleiner beweglicher Springbrunnen, eine engröhrige Kugel, aus welcher durch den Druck der Luft Wasser herausgetrieben wird. Der Erfinder war Heron von Alexandrien.

Heronsbrunnen, ebenfalls ein künstlicher Springbrunnen von zwei über einander stehenden Gefäßen, wo durch eine Röhre das herausgesprungene Wasser in das untere Gefäß abläuft und dann durch eine zweite Röhre in das obere getrieben wird.

Herostratus, der Name eines berüchtigten Brandstifters, der, bloß um sich zu verewigen, den weltberühmten Dianentempel zu Ephesus (309 v. Chr.) anzündete. Obgleich die Epheser bei Lebensstrafe verboten, den Namen des Schandbaren zu nennen, so ist doch sein Name auf die Nachwelt gekommen. In derselben Nacht, wo jene That verübt wurde, kam Alexander der Große zur Welt.

Herrenbank. Nur in wenigen Oberappellationsgerichten Deutschlands findet man die Nachahmung des Brauchs im römisch-kaiserlichen Hofrathe, wie in Dresden und Celle, eine Herren- und

eine gelehrte Bank. Wo man solche beibehielt, war dies eine wahre Distinktion zur Begünstigung des Bürgerstandes, nicht aber, wie Einige sehr irrig wähnten, zur Begünstigung des Adels, der, wenn er eigennützig gewesen wäre, die Aufhebung befördert haben würde. Herrenbank heißt auch die erste Kammer der nassauischen Ständeversammlung.

Herrera (Hernando de), spanischer Dichter, geb. zu Sevilla gegen 1516, widmete sich dem geistlichen Stande u. starb gegen 1595. H. war auch Verfasser einiger historischen Werke.

Herrera (Antonio), der berühmteste unter den spanischen Geschichtschreibern, geb. 1559, hieß von seinem Vater Tordesillas, vertauschte aber diesen Namen mit dem seiner Mutter. Er starb zu Madrid den 27. März 1624, kurz nachdem er zum Staatssecretair erhoben worden war.

Herrnhuter nennt sich eine gewisse in und außer Europa sich befindende Religionsgemeinde, welche eigene Vorstellungsarten, auch besondere religiöse Gebräuche hat, und zuerst zu Herrnhut (in der Oberlausitz) begründet wurde und zwar durch die Aufnahme der sogenannten böhmischen und mährischen Brüder, welchen Graf Zinzendorf die Niederlassung auf seinen Gütern verstattete und für welche er selbst in der Folge sich ganz interessirte: daher sie denn auch die Mährisch-Zinzendorfische Secte, oder der Moravianismus, auch in England gewöhnlich Moravians heißen. Missionarien wurden in alle Welt bis nach Ost- und Westindien ausgesendet; Herrnhut blieb die Pflanzschule, und die Aeltesten der Gemeinde führten unter Leitung des Bischofs die Oberaufsicht über die Brüder. In der Folge näherten sie sich mehr dem protestantischen Lehrbegriffe, und durch Redlichkeit und Eifer in Betreibung ihrer Geschäfte, haben sie sich immer in Achtung

erhalten, was auch für Nebenbegriffe Mancher mit ihrem Namen verbinden mag. s. Brüdergemeinde.

Herschel (Wilhelm), einer der berühmtesten Astronomen unserer Zeit, ward 1738 in Hannover geboren. Sein Vater war Tonkünstler, und er, bestimmt auf gleiche Weise sein Brot zu verdienen, trat, 14 Jahre alt, als Hautboist im Regiment der hannöverschen Fußgarde ein. 1757 ging er nach London, um sich in seiner Kunst höher auszubilden. Nach manchen überstandenen Mühseligkeiten nahm ihn der Graf von Darlington als Lehrer eines Musikcorps an; als dieses eingeübt war, begab er sich in die Nähe von Leeds, um dort Unterricht zu geben. Eine Anstellung als Organist in Halifax, vertauschte er 1766 gegen eine noch bessere in Bath, und gewann nun bei guter Einnahme auch Muße, die schon früher nebenbei getriebene Mathematik, noch mehr aber die von ihm besonders geliebte Sternkunde, zu üben. Was er in Ferguson's Wundern des Himmels gelesen hatte, entzückte ihn. Er wollte es selbst sehen. Aber ein Teleskop, wie es dazu nöthig war, zu kaufen, ging über seine Kräfte, und so entschloß er sich, selbst an die Verfertigung eines solchen zu gehen. Nach manchen vergeblichen Versuchen brachte er 1774 einen fünffüßigen Reflector zu Stande, mit dem er den Ring des Saturns und die Trabanten des Jupiters beobachtete. Jetzt verfertigte er schnell nach einander eine große Anzahl Teleskope, unter denen sich mehrere von 20 Fuß befanden. Auch beobachtete er nun den Himmel eben so fleißig, als mit unerwartetem Erfolge. Mit jedem Jahre überraschte eine neue Ansicht oder ein neu entdeckter Stern Europa. Von der Höhe der Mondgebirge, die er 1780 berechnete, hatte kaum ein früherer Astronom etwas geahnet. Am 13. März 1781 entdeckte er den Uranus, den er, dem Könige zu Ehren, Georgsgestirn benannte. Georg III. setzte ihm zum Danke dafür einen Jahrgehalt aus, der ihn

aller Nahrungssorgen überhob. Jetzt siedelte sich Herschel in der Nähe von Windsor an. Als sein 20füßiger Newton fertig geworden war, untersuchte er die von ihm bemerkten Nebelsterne und Sterngruppen derselben, und fand, daß sie sich in unzählige einzelne Weltkörper auflösen ließen, die, von allen Größen, in einem Raume von 15 Grad in der Länge, 2 in der Breite, nicht weniger als 50,000 betrugen. Außer ihnen fand er noch 466 neue Gruppen der Art, und die Milchstraße ward nun von ihm als ein Agregat von vielen Millionen Sternen bezeichnet, innerhalb deren unser Sonnensystem seine Bahn durchschneidet und von ihnen ihren Abglanz durch seinen Dunstkreis empfängt. Am 11. Jan. 1787 entdeckte er zwei Nebenplaneten, die zum Uranus gehören, zu welchen 1790 und 94 noch vier andere kamen. 1789 vollendete er ein 40füßiges Teleskop, das 6450 Mal vergrößerte. Mit ihm entdeckte H. einen neuen zum Saturn gehörigen Trabanten, dem bald darauf ein zweiter folgte. Allein nicht nur in der Astronomie, auch in der Physik hat er die anziehendsten und fruchtbringendsten Entdeckungen gemacht. Er kam auf die wichtige Entdeckung von unsichtbaren, außer dem Bereiche der rothen vorhandenen Strahlen, welche die Kraft haben, zu erwärmen, aber nicht zu erleuchten. Die Entdeckung der zwei Planeten, Ceres und Pallas, von Piazzi und Olbers, veranlaßte auch ihn, sie mit den Instrumenten zu beobachten, und so bestimmte er ihren Durchmesser, indem er sie zugleich als Asteroiden, als ein Mittelding zwischen Planeten und Kometen bezeichnete, deren noch mehrere gefunden werden würden. Die Juno und Vesta, welche bald nachher sich anreihten, beweisen das Richtige seiner Vermuthung. Im 19. Jahrh. ist es Herscheln nicht mehr geglückt, neue Entdeckungen zu machen; doch hörte er im hohen Alter nicht auf, mit unermüdlicher Thätigkeit für die Wissenschaft zu wirken. Die meisten seiner schriftstellerischen Ar-

beiten befinden sich in den Philosophical transactions und in der Royal Society. Es darf nicht unangeführt bleiben, daß Herschel von seiner trefflichen Carolina in seinen mühsamen Berechnungen und Beobachtungen unterstützt wurde; sie selbst hat mehrere Kometen entdeckt. Dankbare Anerkennung seiner Verdienste fand Herschel im In- und Auslande. Eine englische Universität beehrte ihn 1786 durch Verleihung der Doktorwürde, und Georg III. ernannte ihn 1816 zum Ritter des Guelphenordens. Die astronomische Gesellschaft in London wählte ihn 1816 zu ihrem Präsidenten. Mit einer Abhandlung über 145 neue Doppelsterne vollendete er 1820 sein großes Tagewerk; von da an nahm seine Gesundheit sichtbar ab. Er starb am 25. August 1822, 84 Jahre alt. Er hinterließ einen Sohn, der in Mathematik und Physik das Talent des unsterblichen Vaters ererbt hat.

Hertha, Jord, Joard, die Erde, eine Göttin der skandinavischen Mythologie. Ihrem Begriffe nach war sie die heilige, große Gebärerin aller Wesen, Mutter und Erschafferin; sie war die Tochter der Nacht und des Anar, Gemahlin des Odin und Mutter des Thor; ob sie Eine Person mit Frigga war, ist zweifelhaft. Eine Menge germanischer Völkerstämme verehrten sie, die Semnonen, Reudinger, Astier, Angeln, Varinen, Eudonen, Suarder. Von den Alten erwähnt ihrer bloß Tacitus. Er sagt in seinem Buche von den Sitten der Germanen: daß im Ocean (wahrscheinlich das baltische Meer) eine Insel (man hält sie für die Insel Rügen) liege, auf der sich ein Wald Namens Castum befinde, in dessen Mitte ein Wagen, der Göttin Hertus geweiht, stehe. Es war nur Einem Priester erlaubt, diesen Wagen zu berühren; weil er die Zeit wußte, wenn die Göttin von Odins Throne in den Wagen herunterstieg. War er von der Gegenwart der Gottheit überzeugt, so spannte er zwei junge

Kühe war das Heiligthum, und Hertha's Diener führten es dann voll tiefer Ehrfurcht durch das Land. Ueberall, wo der Wagen erschien, empfing man ihn mit großen Feierlichkeiten; die Kriege hörten auf, man verschloß die Waffen, und Alles hauchte Frieden und Ruhe, bis der Priester die Göttin, an dem Umgange der Menschen gesättigt, wieder in den heiligen Hain zurückführte. Dort wusch man den Wagen, die Decken und der Göttin Bild selbst an einem geheimen Orte ab; die Sklaven, welche diesen Dienst versahen, würden gleich darauf in einem benachbarten See ertränkt. Vossius vermuthet, daß Hertha die Göttin Cybele gewesen sei; doch der deutsche Name Erde, und der englische Earth, macht es wahrscheinlich, daß Hertha die göttliche Personifikation der Erde bedeute.

Hertzberg (Ewald Friedrich, Graf von), königl. preuß. Cabinetsminister und Curator der k. Akademie zu Berlin, geb. 1725 zu Lottin bei Neustettin, gest. den 27. Mai 1795, nachdem er fast ein halbes Jahrh. lang mit Geist und Kraft seinem Vaterlande gedient hatte. Er war einer der größten Diplomatiker seiner Zeit.

Herz. Dieses mit dem Blutumlaufe unzertrennlich verbundene Eingeweide ist als der muskulöseste Anfang der Arterien und als das muskulöseste Ende der Venen anzusehen. Es steht nur mit den großen Blutgefäßen, an denen es gleichsam als ein blinder dicker Fortsatz hinter dem Brustbeine befestigt ist, in Verbindung, und wird durch einen Beutel in eine bestimmte Lage eingeschränkt. Die Gestalt des Herzens ist kegelförmig.

Herz (Markus), in der Theorie und Praxis einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, war 1747 zu Berlin von armen jüdischen Eltern geboren. 1787 wurde er vom König Friedrich Wilhem II. zum Professor der Philosophie ernannt, mit einer lebenslänglichen

Pension von 500 Thalern. Er starb 1808 an einer Lungenentzündung in seinem 61sten Jahre.

Herzog, s. Fürst.

Herzogenbusch (Bois-le-Duc, holländ. Hertogenbosch, auch Im Bösch genannt), befestigte Stadt in der Provinz Nordbrabant des Königr. der Niederlande, mit 3773 H. und 13,400 E., am Zusammenflusse der Dommel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Diest bildet.

Hesekiel, s. Ezechiel.

Hesiodus, einer der ältesten Dichter Griechenlands, aus Kumä in der kleinasiat. Provinz Aeolien gebürtig, verließ als Jüngling seinen Geburtsort und lebte in Askra, einem Flecken in Böotien, am Fuße des Helikon. Hiervon heißt er der Askräer. Nach Einigen soll er bei den Akarnanern die Wahrsagerkunst ausgeübt haben, die, zumal in Böotien, mit der Poesie in nahem Zusammenhange stand. War er, wie Andere berichten, ein Priester im Tempel der Musen auf dem Helikon, so konnte er leicht Poesie und Prophetenkunst gemeinschaftlich üben. In seinem Alter wohnte er zu Lokris, und soll von zwei Lokriern, die ihn in Verdacht eines unerlaubten Umgangs mit ihrer Schwester hatten, ermordet worden sein. Seinen Leib warfen sie ins Meer; Delphine brachten ihn ans Ufer; die Mörder wurden entdeckt und bestraft. So lautet die Sage; wir wissen von ihm wenig Gewisses. Selbst über sein Zeitalter ist man ungewiß. Nach einer bekannten Sage hatte er einst zu Chalkis einen Wettstreit mit Homer, und erhielt den Preis. Demnach wäre er ein, wenn auch jüngerer, Zeitgenosse Homer's. Herodot erklärt Beide für gleichzeitig und setzt sie 400 J. vor seiner Zeit, also ungefähr 900 v. Chr. Hesiodus selbst erklärt sich (»Tage und Werke,« 172) dem nächsten Zeitalter nach dem trojan. Kriege angehörig, aber freilich in einer Stelle,

die der Kritik verdächtig ist. Ueberhaupt hat diese mehrere Gründe für ein späteres Zeitalter des Hesiodus. Johann Tzetzes berichtet, daß sechszehn Werke den Namen Hesiod's geführt haben. Von dreizehn wissen wir bloß die Titel und können daher nur von drei noch übrigen urtheilen. Diese sind 1) »die Theogonie,« 2) der »Schild des Herkules,« 3) »Werke und Tage« (Hauslehren oder moralische und ökonom. Vorschriften).

Hesperiden (Myth.), die drei Töchter des Hesperus: Ägle, Arethusa und Hesperthusa, wohnten in Gärten, wo an den Bäumen goldene Aepfel hingen, welche von einem Drachen bewacht wurden, den aber Herkules, auf Befehl des Eurystheus, erlegte und die Aepfel hinwegholte.

Hesperus (Myth.), Sohn des Cephalus und der Aurora, der bei seinen Beobachtungen des Himmels vom Berge Atlas in das Meer stürzte und nun als Abendstern an den Himmel versetzt wurde.

Heß (Johann Jakob), Antistes in Zürich, geb. 1741. Am Reformationsfeste 1819, an welchem er von 3 theologischen Facultäten das Doctordiplom erhielt, trat er zum letzten Male auf die Kanzel, und führte seitdem nur noch die Geschäfte des Antistes mit Hülfe einiger jüngern Geistlichen. Außerdem vollendete der 82jährige Greis die 8. Aufl. s. »Lebens Jesu« (Zürich 1823, 3 Bde.).

Heß (Ludwig), ein Landschaftsmaler in Zürich, welcher das Bild seines vaterländischen Bodens so wahr darzustellen wußte, daß ihm fast dieselbe Genugthuung ward, welche einst Zeuxis um seiner Trauben willen empfing. Er starb am Gallenfieber 1800, und hinterließ eine Gattin, die an Gemüth und Kunstsinn ihm gleich war. Vorzüglich waren die Alpenmassen die Gegenstände seines Studiums; aber auch andere Gegenden nahm er auf, doch in der Regel nur solche, die nicht schon dargestellt worden waren. Treue, fleißige Darstellung,

Harmonie, herrliches Colorit, gefällige Kühnheit des Pinsels charakterisiren seine Bilder, deren sehr viele fast durch ganz Europa zerstreut sind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von seinen Meisterstücken nennen wir den Montblanc, den Alpenmorgen, den Abend am Lago maggiore, den Alpensee des glarnerschen Murgthals, den Grütli, u. Tell's Capelle in der hohlen Gasse.

Heß (Karl), Kupferstecher, gegenwärtig in München Professor bei der Kunstakademie, geb. in Darmstadt 1760, studirte in Mannheim und Düsseldorf, und arbeitete in letzterer Stadt seine schönsten Sachen.

Heß (Peter und Heinrich), Maler in München, Söhne des Prof. Karl Heß, wurden von ihrem Vater für die Kunst erzogen. Peter, geb. den 29. Juli 1792 zu Düsseldorf, hat sich durch richtige Anschauung der Natur und des Lebens zu einem trefflichen Landschafter und Schlachtenmaler gebildet. — Heinrich, geb. den 19. April 1798 zu Düsseldorf, Historienmaler, studirte in der Akademie zu München.

Heß (Karl Adolph Heinrich), der erste jetzt lebende deutsche Pferdemaler, geb. zu Dresden 1769, Schüler des Insp. Klaß, seit 1800 Ehrenmitglied der berliner Akademie. Er ging 1825 nach England.

Hessen, 1) Hessen-Darmstadt, Großherzogthum in Deutschland, besteht aus dem Fürstenthume Oberhessen, dem Fürstenthume Starkenburg und der Rheinprovinz, oder Rheinhessen; zusammen 186 QM. groß, mit 738,900 Einw. Zum Theil sehr bergig; in der Prov. Starkenburg der Odenwald, in Rheinhessen Zweige des Donnerberges, und in Oberhessen der Westerwald und der Vogelsberg. Flüsse: in Starkenburg der Rhein und Main; in der Rheinprovinz der Rhein; in Oberhessen die Lahn, Nidda, Ohm,

Schwalm und Itter. Ackerbau, Viehzucht, etwas Bergbau, Fabriken, besonders Leinen- und Wollenweberei. Der Großherzog ist souverain mit ständischer Verfassung. Die Einkünfte betragen jährlich 5,815,600 Gulden, und die Ausgaben 5,815,000 Gulden; die Staatsschulden 13½ Mill. Gulden; das Militair 8300 Mann; zum Bundesheere werden 6195 Mann gestellt. Der Staat ist in die drei Provinzen: Starkenburg, Oberhessen und Rheinhessen getheilt. Die Hauptstadt ist Darmstadt. 2) Hessen-Homburg, s. Homburg. 3) Hessen-Cassel, s. Kurhessen. 4) braunschw. Marktflecken in dem wolfenbüttelschen Kreisgericht Scheppenstedt, an einem großen Bruche, durch welchen der Hessendamm führt; Schloß, 144 H. 1300 Ew.

Hesychasten, d. h. Ruhende, Stille, der Name einer Partei unter den Mönchen auf dem Berge Athos, welche im 14. Jahrh. durch eine der seltsamsten Schwärmereien bekannt wurden.

Hesychius, berühmt als Verfasser eines wahrscheinlich auszugsweise auf uns gekommenen griech. Glossariums.

Hetairen (von ἑταίρα, die Freundin) hießen die Buhlerinnen in Griechenland, die daselbst, besonders in Athen, Korinth und einigen andern Städten eine große Rolle spielten, und sich durch Bildung vor den griechischen Hausfrauen gar sehr auszeichneten. Von Eitelkeit und Eigennutz angefeuert, übten sie die Kunst zu gefallen gewiß in einem vorzüglichen Grade aus. Die meisten traten ihren Weg sehr frühzeitig an, und bevor sich ihre Reize entfaltet, wohnten sie als Tänzerinnen und Flötenspielerinnen den Gastmählern der Jünglinge bei. Allein alle ihre glänzenden Eigenschaften konnten ihnen nie in dem öffentlichen Urtheile den Vorzug vor den Hausfrauen verschaffen; sie waren nie im Besitze von großer Achtung, so wie auch die Hausfrauen niemals verachtet worden sind. Die meisten und reichsten He-

tairen gab es zu Korinth, die berühmtesten und geistreichsten zu Athen. Es ist merkwürdig, daß sie in der erstern Stadt eine Auszeichnung genossen, von der man in den andern Städten Griechenlands keine Spur findet. Die Gemeinschaft, in welcher viele athenische Hetairen mit Staatsmännern, Rednern, Philosophen und Dichtern lebten, gibt ihnen eine gewisse historische Wichtigkeit. Bekannt ist in dieser Hinsicht Aspasia, die durch ihre Anmuth und ihren Geist den Perikles u. sogar den Sokrates in den Kreis der Freunde zu ziehen wußte. Im Verhältnisse zum Staate waren zwar alle H. einander gleich, aber unter ihnen selbst fand eine große Verschiedenheit statt. Die meisten waren Sklavinnen, die von Fremden, Schutzverwandten oder Freigelassenen in öffentlichen Häusern gehalten wurden. Eine andere Klasse von H. waren die Freigelassenen, welche ganz unabhängig von fremder Gewalt waren. Zu ihnen sind auch solche Mädchen zu rechnen, die durch Habsucht ihrer Eltern oder Verwandten, oder durch eigene Dürftigkeit zum Stande der H. herabgesunken waren, und durch äußern Glanz oder wenigstens durch Erwerbung ihrer Bedürfnisse sich für die verlorne bürgerliche Ehre zu entschädigen suchten. Diese Klasse bestand meistentheils aus Fremden, die nach Athen kamen, um hier auf einem größern und glänzendern Schauplatze ihre Rolle zu spielen. Sie schienen die schönere Bildung der athenischen H. ganz vorzüglich befördert zu haben. Aspasia von Milet brachte die verfeinerten Sitten Joniens nach Athen, und ward das Muster der H. daselbst, die sie sogar in der Kunst zu gefallen unterrichtete. Eine andere Klassifikation machte die Schönheit, eine andere der Reichthum, eine dritte die Wichtigkeit des Liebhabers. Wenn Lais ihre Gunst für mehrere Talente erkaufte, Phryne den Thebanern anbieten konnte, die zerstörten Mauern ihrer Stadt auf eigene Kosten wieder zu bauen, so boten sich andere für wenige Drachmen preis. Eine Pythionike und Glycera

genossen am Hofe des Harpalus königliches Ansehen, und Myrina theilte mit dem Demetrius Alles, das Diadem ausgenommen. Thais, die Geliebte Alexanders, gab dem Throne der Ptolemäer einen Erben und den Cypriern eine Königin. Die Tänzerin Aristonike, die Paukenschlägerin Oenanthe und Agathoklea traten königliche Diademe mit Füßen. Oft wechselte das Glück auch so sehr, daß H. vom höchsten Range bis in die letzte Klasse hinabsanken. Nicht selten wurden Einzelne durch die Bildhauerkunst verherrlicht, so namentlich Phryne durch den Phidias. Auch andere Künstler hatten sich im Alterthume durch Hetairenstatuen berühmt gemacht.

Hetairia, griech., der Bund der Freunde oder Brüderschaft. 1814 entstand in Wien, unter Mitwirkung des Grafen Capo d'Istria und des Erzbischofs Ignatius (der in Pisa zurückgezogen lebt), ein Verein von Griechenfreunden, um christliche Aufklärung und wahre Religiosität in Griechenland sowohl unter den unwissenden Papas (der niedern Geistlichkeit), als unter dem Volke durch Schulen und andere Lehrmittel zu verbreiten. Die Statuten dieses Vereins wurden in neugriech. und franz. Sprache gedruckt.

Heterodox, andersgläubig, fremdgläubig. Man versteht darunter einen solchen, der von dem einmal angenommenen christlichen Lehrbegriffe abweicht; daher man nun auch die Irrgläubigen damit zu bezeichnen pflegt. — Heterodoxie heißt denn nun diese abweichende Lehrmeinung, und sonach auch der Irrglaube. Der Gegensatz ist Orthodoxie, der feste pünktliche Glaube an jenen Lehrbegriff; die Rechtgläubigkeit; diejenigen, welche derselben steif und fest anhangen, heißen Orthodoxen.

Heterogen und homogen. Unter heterogenen Dingen versteht man solche, welche verschiedener Gattung oder Natur sind, im Gegensatze von homogen, womit man Dinge von gleicher Gat-

tung, von gleichen Bestandtheilen bezeichnet. Eine besondere Anwendung macht man von beiden Begriffen in der Musik, wo man sie den Bedeutungen von diatonisch und enharmonisch gegenüberstellt, indem man unter homogenen Tönen solche versteht, welche in Rücksicht auf Schreibart mit der Tonleiter eines angenommenen Grundtons näher verwandt und verbunden sind, als andere, nämlich die heterogenen Töne. So wird z. B. der Ton Fis mit der harten Tonart von G homogen (diatonisch), dagegen der Ton Ges heterogen (enharmonisch) sein, da Ges mit jener Tonart entferntere Beziehungen als Fis hat.

Heteroscii (Einschattige) nannten die Alten die Bewohner der gemäßigten nördlichen Zone und die Bewohner der gemäßigten südlichen Zone, deren Mittagsschatten sich stets nur nach einem der beiden Pole hinneigen.

Hetmann oder **Ataman**, der Titel des Oberhauptes (Feldherrn) der Kosacken, und soll von dem altdeutschen Worte **Het** (Haupt) herkommen.

Heun (Karl), königl. preuß. Geh. Hofrath, unter dem schriftstellerischen Namen H. Clauren bekannt, geb. zu Dobrilugk in der Niederlausitz, am 20. März 1771.

Heuschrecken, eine Insektengattung aus der Ordnung der Halbkäfer. Die zahlreiste unter allen Arten ist die Zugheuschrecke, welche von allen Insekten den Menschen am meisten schaden kann.

Hevristik, **Heuristik**, die Kunst, zu erfinden, Erfindungen zu machen. **Heuristisch**, was die Erfindungskunst betrifft, oder: erfindend, erfinderisch. **Heuristische Methode**, die Verfahrungsweise, wo der Verstand selbstthätig und, ohne Mittheilung durch Unterricht, wirksam ist.

Hexagonalzahlen, s. Figurirte Zahlen.

Herameter, ein von den Griechen erfundener sechsfüßiger Vers, aus Daktylen und Spondeen gemischt. Der den alten dramatischen Dichtern eigne, darf nicht mit dem heroischen der epischen Dichter verwechselt werden. Herodot fand den ältesten auf einem Dreifuß in einem Apollotempel bei Theben; die Orakel wurden in dieser Versart gegeben. Homer, Hesiod unter den Griechen, Virgil unter den Römern, dichteten in derselben. In den neuern Sprachen sind sie am besten den Deutschen gelungen: im 16. Jahrh. J. Fischart, Heraus, C. Geßner; im 18. vorzüglich von Utz, Kleist und Klopstock, vorzüglich von Letzterem ausgebildet. Meister in der Kunst ist J. H. Voß. Italienische versuchte A. Caro, französische Baïf, englische Stanyhorst und Sidney, schwed. Adlerbeth, holländ. Meermann, ungarische Barot und Debrentei. Das Schema für den heroischen Herameter, nach seiner gewöhnlichsten Form, ist folgendes:

— ⏑⏑	— ⏑ ⏑	—	— ‖ ⏑	— ⏑⏑	— ⏑ ⏑	— ⏑
Also	sprach sie, das	Herz	‖ in	aller	Busen er	regend.

Das ‖ bezeichnet den Einschnitt oder die Cäsur, welche obwohl am häufigsten, doch nicht immer an dieser Stelle sich findet. Sie kann auch in der Arsis (Hebung) des vierten Fußes stehen, z. B.

Aber | als die Be | gierde des | Tranks ‖ und der Speise ge | stillt war.

Dann tritt auch wohl zuweilen ein zweiter Einschnitt im zweiten Fuße ein, z. B.

Süßer Gesang ‖ wovon auch sein Herz ‖ zu singen ihn antreibt.

Der fünfte Fuß ist in der Regel ein Daktylus, nur selten, wenn dadurch der Vers an malerischer Bedeutsamkeit oder feierlicher Würde gewinnt, ein Spondeus, z. B. in folgendem Klopstock'schen Verse:

(Sein Haupt, vom Weltgerichte belastet,) —
Hing zum Herzen. Er hub's arbeitend empor zum Himmel.

Durch Verbindung des Hexameters mit dem Pentameter zu Distichen entsteht das elegische Versmaß.

Hexapla, eine in 6 Sprachen verfaßte, vorzugsweise die von dem griech. Bischof Origenes zusammengetragene Bibel, welche den hebr. Text sowohl mit hebräischen, als auch mit griech. Buchstaben, die Uebersetzung der 70 Dolmetscher (Septuaginta) und noch drei andere Uebersetzungen enthält.

Hexen (Hägsen, Högsen) heißen eig. weise, verständige — begeisterte Frauen, welche von unseren heidnischen Vorfahren sehr hochgehalten wurden — die Alrunen, welche als Prophetinnen die Zukunft weissagten; in der Folge wurden sie erst von den Christen zu Zauberinnen gestempelt und es wurde der Name mehr zum Schimpfworte, mit welchem man auch eine listige, verschlagene Weibsperson belegte. Im Mittelalter wurden die Prozesse gegen dergleichen angebliche Zauberinnen gewöhnlich durch ein Gottesurtheil entschieden: man setzte z. B. die Angeklagte auf ein tiefes Faß mit Wasser; schwamm sie nun, so wurde sie als Hexe zum Tode (gemeiniglich zum Verbrennen) verurtheilt. Unzählige Unglückliche wurden auf solche Art hingerichtet, und nur erst zu Anfange des vorigen Jahrhunderts gelang es dem unsterblichen Thomasius, die Hexenprozesse zu verbannen, obgleich hie und da noch manchmal — im J. 1782 noch im Canton Glarus! — eine angebliche Hexe hingerichtet wurde.

Heynatz (Johann Friedrich), Sprachforscher, geb. 1744 in Havelberg, starb 1809.

Heyne (Christian Gottlob), Humanist, geb. den 25. Septbr. 1729 zu Chemnitz in Sachsen, wohin sein Vater, ein armer Leinweber aus Gravenschütz in Schlesien, sich wegen Religionsverfolgungen geflüchtet hatte. Seine Hauptarbeit, welche ihn 18 Jahre hindurch beschäftigte, war seine große, leider unvollendete Ausgabe des Homer.

Als das Königreich Westphalen errichtet wurde, war er nicht weniger thätig, und hatte auch hier das Vergnügen, seine Wirksamkeit gelingen und seine Verdienste anerkannt zu sehen. Nachdem er seinen nochmals überarbeiteten Schriften den möglichen Grad der Vollendung gegeben hatte, endete ein Schlagfluß den 14. Juli 1812 sein thätiges Leben.

Hiatus (Oeffnung, Schlund), eigentl. das Aufsperren, die Oeffnung des Mundes; dann in der Sprachl. der Gähnlaut, wenn nämlich zwei Vocale, am Ende des einen und zu Anfange des darauf folgenden Worts zusammenstoßen; dann auch eine Lücke, z. B. in einem Stammbaume.

Hibernien, der alte Name Irlands, zuerst so von Julius Cäsar, von Pomponius Mela Juverna, von Ptolemäus Juvernia (von Andern auch Overnia, Bernia, Iris) genannt.

Hibridisch, auch hibrisch, was von zweierlei Gattungen oder Geschlechtern abstammt, wie z. B. ein Maulthier. Hibrische Pflanzen, solche, die aus der Begattung zwei verschiedener Arten, hibridische Wörter (Zwitterwörter), welche aus zwei verschiedenen Sprachen zusammengesetzt sind.

Hidalgo, ein spanischer Edelmann von der niedern Klasse.

Hierarchie (gr.), eig. die heilige Regierung oder Herrschaft. Man versteht darunter die geistliche Oberherrschaft oder den Inbegriff derjenigen Rechte, welche sich die römischen Päpste ehemals über die ganze Christenheit angemaßt haben — Priesterherrschaft. — Dann auch die Abstufung oder Rangordnung der einander untergeordneten geistl. Gewalten. — Hierarchisch, was sich auf die Priesterherrschaft bezieht.

Hières, Hyères, 1) Seestadt im französ. Depart. Var, Bezirk Toulon, an einem Busen des mittelländischen Meeres; 7600

Ew. Citronen-, Datteln- und Granatenbau, Seesalzbereitung, Fischerei, Handel mit Wein, Oel und Früchten. 2) Hierische Inseln, Hyeren, Goldinseln, vier, im Meerbusen von Toulon liegende Inseln: Porquerolles, Port Cros, Titan und Bagneaux.

Hiero I., Bruder und Nachfolger Gelo's, der, nachdem er ihm bei seinem Antritt der Regierung von Syrakus die Statthalterschaft von Gela, seiner Geburtsstadt, abgetreten hatte, ihm bei seinem Tode (478 v. Chr.) einen Scepter hinterließ, den er durch seine Tugenden gleichsam zu einem rechtmäßigen Eigenthum gemacht hatte. Pindar hat seine Siege verherrlicht, mehrere Oden dieses Dichters sind mit seinem Lobe angefüllt. Hiero starb zu Katana 467 v. Chr. und hinterließ die Krone, die er 11 Jahre getragen, seinem Bruder Thrasybul, der sie aber schon nach einem Jahre verlor.

Hiero II., König von Syrakus, regierte ungefähr zwei Jahrh. nach dem Vorigen. Sein Vater Hierokles behauptete, von der Familie Gelo's herzustammen. Hiero starb 214 vor Chr. Da sein Sohn Gelo noch vor ihm gestorben war, so hinterließ er die Krone, die er 54 J. getragen hatte, seinem Enkel Hieronymus.

Hierodulen, heilige Tempeldiener. Das Wort stammt aus dem Griechischen von ἱερος, heilig, und δουλος, Diener, her, und bedeutet Diener des Heiligen, Diener der Tempel; doch wurden mit diesem Namen nicht alle Tempeldiener belegt, sondern eine gewisse Gattung, die sich ausschließlich dem Dienste bei den Tempeln der Venus widmete. Ihr erster Ursprung war in Asien, und wurde durch den Naturdienst veranlaßt. Bekanntlich verehrte man dort in den ersten Jahrhunderten die Sterne, als das schaffende, zeugende, belebende Prinzip, und den Mond oder auch die Erde als das empfangende, gebärende und ernährende Grundwesen; dies dachte man sich personifizirt als Venus Urania, doch nicht in dem Sinne der hohen,

himmlischen Unschuld und Reinheit der spätern Griechen. In den rohesten Zeiten wurden dieser Göttin Menschenopfer gebracht; ihre Verehrung verlangte das Leben der blühendsten und schönsten Jungfrauen; als im Fortgange der Cultur menschlichere Gesinnungen herrschend wurden und der Dienst der Götter kein Blut mehr forderte, aber auch zugleich, mit dem Verschwinden der Roheit, eine neue Verfeinerung der Sitten, die bei den sinnlichen Asiaten in Sittenlosigkeit überging, eintrat, wurden aus diesen jungfräulichen Opfern Sklavinnen, die dem Heiligthume und den Lusthainen von frommen Gläubigen geschenkt oder auch aus dem Tempelschatze gekauft wurden. Außer den Dienst in den Hallen des Tempels zu leisten, mußten sie sich den Pilgrimmen und Anbetern der Venus Urania preisgeben. Der Lohn wurde zur Tempelkasse geschlagen. Strabo will in dem Heiligthums-Bezirke der Comanischen Göttin auf dem Gebirge Cappadociens 6000 solche Hierodulen weiblichen und männlichen Geschlechts angetroffen haben. Von Asien kam dieser Venus-Dienst nach Griechenland; und vorzüglich berühmt war die Venus-Verehrung auf dem Berge Eryx in Sicilien. Eine Menge Hetairen boten hier unter dem Namen Hierodulen ihre Schönheit feil.

Hieroglyphen (gr.), nennt man die sinnbildliche Schreibart, wo man seine Gedanken durch Bilder ausdrückt — Bilderschrift (z. B. wenn man eine Schlange als Klugheit, einen Vogel als Geschwindigkeit ꝛc. braucht). Die Aegypter waren die ersten, die sich derselben bedienten und sie auch zu einer großen Vollkommenheit brachten, wovon man jetzt noch auf den Obelisken Beweise findet. Hauptsächlich brauchten sie die ägyptischen Priester und hatten auch ihren geheimen Schlüssel dazu. Man nennt daher hieroglyphisch (eig. sinnbildlich) auch geheimnißvoll, räthselhaft, dunkel. — Um die nähere Aufklärung der Hieroglyphen hat sich besonders Zoëga, eben

so in neuerer Zeit Champollion höchst verdient gemacht; besonders aber der leider! nur zu früh (1824) verstorbene Prof. Spohn (geb zu Dortmund 1792) zu Leipzig, dessen höchst bedeutende und scharfsinnige Forschungen der Prof. Seyffarth herauszugeben begonnen hat.

Hieronymiten, Hieronymianer, Einsiedler des heiligen Hieronymus, heißt ein 1373 gestifteter Orden regulirter Chorherren oder Kleriker, der weiße Kleidung mit schwarzem Scapulier trägt. Auch in Sicilien, Westindien und dem spanischen Amerika hat dieser politisch nie bedeutend gewesene Orden noch Klöster.

Hieronymus der Heilige, einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Schriftsteller der alten lateinischen Kirche, wurde 331 in Dalmatien von bemittelten Eltern geboren.

Hieronymus von Prag, dieser berühmte Märtyrer und treue Gefährte von Joh. Huß, trat, nachdem er schon einen hohen Ruf seiner Gelehrsamkeit erlangt, aber auch schon wegen seiner Anhänglichkeit an Wiclefs Lehren eine kurze Gefangenschaft in Wien erlitten hatte, mit ganzer Seele auf seines Freundes Huß Seite, eiferte gegen die Mißbräuche der Hierarchie, gegen den sittenlosen Clerus, gegen Reliquiendienst, und verbrannte sogar öffentlich (1411) Kreuzbullen und Ablaßbriefe. Bei Huß's Verhaftung zu Costnitz eilte er hin, um ihn zu vertheidigen; allein unterweges wurde er gefangen genommen, in Ketten nach Costnitz gebracht und hier im Kerker durch zu lange Gefangenschaft zwar zum Widerrufe bewogen (1415); allein bald bereuete er diesen Widerruf, nahm ihn feierlich zurück, bekannte sich zu Huß's und Wiclef's Grundsätzen mit Kraft und Freimüthigkeit, und zog sich dadurch seines Freundes Huß Schicksal zu — er wurde (d. 30. Mai 1416) verbrannt. Unter Absingung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und geistlicher Lieder, bestieg er den Scheiterhaufen, behielt aber für immer den Ruhm des Märtyrers der

Wahrheit, der sich unsterbliche Verdienste um die Verbreitung der Kirchenreformation erworben.

Hierophant hieß der Oberpriester der Ceres bei den eleusinischen Geheimnissen, der zugleich Ausleger der Religion war. Jetzt nennt man so den Vorsteher, Prälat eines Klosters — auch einen geistlichen Ceremonienmeister; ferner einen Kirchner, der die heiligen Geräthe zu verwahren hat.

Highwaymen werden in England jene Räuber genannt, die auf den Landstraßen und selbst wohl in den größern Städten Reisende anfallen und berauben.

Hildburghausen, 1) herzogl. Sachsen-Meiningisches Fürstenthum; 19⅓ QM. groß, mit 59,000 Ew.; besteht aus dem Fürstenthume Hildburghausen, der Pflege Saalfeld und dem Amte Camburg. 2) Provinz darin; 9 QM. groß, mit 28,300 Ew.; enthält die Aemter: Hildburghausen, Eisfeld, Heldburg, Veilsdorf und Behrungen. Darin der Thüringerwald, im nördlichen Theile des Landes; Viehzucht, Holzkultur und mehrere Gewerbe. 3) Hauptstadt an der Werra; Schloß, 350 H. 4000 Ew. Tuchweberei.

Hildebrandismus nennt man die Herrschaft der Geistlichen und das Streben der Kirche, sich über den Staat zu erheben, darum, weil Papst Gregor VII., welcher vor seiner Erhebung zum Pontificate Hildebrand hieß, das hierarchische System mit dem rastlosesten Eifer und dem kühnsten Muthe durchzusetzen strebte.

Hildesheim, 1) hannöver. Landdrostei; 81½ QM. groß, mit 328,300 E., besteht aus den Fürstenthümern Hildesheim, Göttingen mit der Herrschaft Plesse, und Grubenhagen mit dem hannöverischen Antheile am Eichsfelde und aus der Grafschaft Hohenstein. 2) Fürstenthum zwischen Kalenberg, Lüneburg, Göttingen und Braunschweig; 32 QM. groß, mit 136,000 Ew. Darin die Flüsse: In-

nerste, Leine, Oker und Fuse. Ackerbau, Viehzucht, Leinwebereien und Handel mit Getreide, Vieh, Wolle und Papier. 3) Hauptstadt des Fürstenthums und der Landdrostei, an der Innerste, besteht aus der Altstadt und Neustadt, und hat 1 Schloß, 1881 H. 13,450 E., 2 Gymnasien, Bisthum. Leinwand- und Zwillichwebereien, Stärke- und Tabaksfabriken, Seifensiederei, Wachslichtfabriken, Viehhandel. Vor der Stadt liegt, als eine Vorstadt, der Moritzberg.

Hillebrand (Joseph), Professor der Philosophie zu Gießen, geb. 1788 zu Großdüngen bei Hildesheim.

Hiller (Johann Adam), geb. 1728 zu Wendischossig bei Görlitz. Das große Verdienst des würdigen Hiller ist die Verbesserung des deutschen Geschmacks an richtigem und edelm Gesange. Noch vermehrte er seine Verdienste um Leipzig 1771 durch Errichtung einer Singschule für junge Frauenzimmer, in welcher viele treffliche Sängerinnen gezogen wurden. Bei seiner Reise nach Mitau, wohin er zwei seiner vorzüglichen Schülerinnen, Podleska, begleitete, erhielt er vom Herzog von Kurland viele Ehrenbezeigungen und Geschenke, und nachher (1784) den Charakter als Capellmeister. 1786 führte er zu Berlin, 1787 und 1795 zu Leipzig das berühmte Händel'sche Meisterstück, den »Messias,« auf. 1789 übertrug man ihm endlich zu Leipzig den Posten des Cantors und Musikdirektors an der Thomasschule, in welcher Stelle er sich die stete Verbesserung des Chors mit unermüdetem Eifer angelegen sein ließ und die Werke Händel's zur Aufführung brachte, sowie er auch durch Einführung besserer Melodien für die Kirchengesänge noch in seinem Alter sich Verdienste erworben hat. 1801 wurde er zur Ruhe gesetzt und starb 1804 in gänzlicher Entkräftung.

Himaleh, Himmali, Himalaja, Himmelsgebirge, Imans, asiatisches, Hindostan von Tibet scheidendes Ge-

birge, verbindet sich im W. mit dem Hindukosch und im O. mit den Gebirgen Hinterindiens, und ist das höchste Gebirge der Erde, der uralte Wohnsitz der indischen Götter. Der Dholagir oder weiße Berg ist 26,862 Fuß, der Jamantrie 25,000 Fuß und der Dhalbun 24,000 Fuß hoch.

Himmel, im physischen Sinne, bedeutet das azurne Gewölbe, welches sich scheinbar wie eine ausgehöhlte Halbkugel über uns ausbreitet und auf den Grenzen des Horizonts ruht.

Himmel (Friedrich Heinrich), ein beliebter Liedercomponist, preuß. Capellmeister, geb. zu Treuenbrietzen in der Mittelmark Brandenburg von unbegüterten Aeltern, 1765. Die berühmteste seiner Compositionen ist die Oper »Fanchon.« Der Kenner wird nicht läugnen, daß sie viel Anmuth und Einschmeichelndes hat; aber den wahrhaft großen und genialen Musikwerken ist weder sie, noch irgend eine von Himmel's übrigen Compositionen beizuzählen. Als Clavierspieler hatte er einen sehr angenehmen Vortrag und besonders einen reizenden Anschlag. Er starb in Berlin 1814.

Himmelskugel (künstliche), s. Globus.

Hinckelmann (Abraham), ein gelehrter Theolog und Orientalist, geb. 1652 zu Döbeln im Meißnischen, wo sein Vater ein reicher Apotheker war.

Hindenburg (Karl Friedrich). Bewundernswürdig war der Umfang der Kenntnisse dieses Mannes, der als Erfinder der combinatorischen Analysis sich einen unsterblichen Namen gemacht hat. Er wurde zu Dresden, wo sein Vater Kaufmann war, 1739 geboren. Als Gatte, Vater und Freund war er höchst liebenswürdig. Er starb 1808. Seine Schriften sind in Meusel's »Gel. Deutschland« bemerkt.

Ende des dreißigsten Bändchens.